

7 Sexualwissenschaft und Kriegserinnerung

Das vorangegangene Kapitel verfolgte den Zweck zu zeigen, was Sexualwissenschaft nach 1918 in Deutschland war und was sie nicht war. Angesichts der im Laufe der zwanziger Jahre enormen Präsenz ihrer Akteure in politischen Debatten zur Reform des Strafrechts, dem im Gestalt der Sexualberatungsstellen und reformerischen Massenorganisationen unübersehbaren Durchbruch des Faches im *Social Engineering* und ihrer distributiv vielgestaltigen, erstmals ein klassenübergreifendes Massenpublikum erreichenden Publizität kann es kaum verwundern, wenn der Begriff »Sexualwissenschaft« in Deutschland niemals mehr so präsent war wie in der Weimarer Republik. Mit einem deutlichen Abstand selbst zu den Jahren der »sexuellen Revolution« um 1968 und der »neosexuellen Revolution« der 1990er Jahre erlebte das Fach in dieser Hinsicht durch die gesamten zwanziger Jahre, mit einem Höhepunkt 1927, ein historisches *all-time high*.¹

Spätestens gegen Mitte des Jahrzehnts zeigte sich, dass die deutsche Öffentlichkeit auch sexualwissenschaftlichen Deutungen des Weltkriegs keineswegs desinteressiert begegnete. Wie Jason Crouthamel in einer Analyse des medialen Echos auf den 1926 abgehaltenen Internationalen Kongress für Sexualforschung in Berlin herausgestellt hat, konzentrierte sich die Berichterstattung sogar »primarily on lectures that dealt with the effects of war on sexual life and behavior«.² Neben Vorträgen, die auf der Tagung selbst die Diskussion über den Krieg und seine Folgen belebten, war es insbesondere ein Referat des niederländischen Biologen J. F. van Bemmelen über den »Kriegsdrang« als

1 Das zeigt sich, bei aller bei dieser Datenbank zu berücksichtigenden Problematik exakter Ergebnisse, vollkommen eindeutig an der Verlaufskurve des Ngram Viewers von Google Books (5.12.2018).

2 Crouthamel, *Intimate History*, 155.

»sexueller Instinkt«,³ das die Schlagzeilen sowohl der konservativen als auch der links-liberalen Presse bestimmt hatte.⁴

Zur selben Zeit sorgte in Fachkreisen immer wieder punktuell für Irritationen, dass auf mehreren im Zusammenhang mit dem Weltkrieg und seinen sexualwissenschaftlich relevanten Auswirkungen wichtigen Feldern entweder kaum valide Detailuntersuchungen vorlagen, empirisch verwertbare Informationen zwar vorhanden, aber nicht bearbeitet worden waren,⁵ oder aber Bestandsaufnahmen aus der frühen Nachkriegszeit sich mit in der Zwischenzeit vorliegenden Daten nicht deckten: Solche Forschungsdefizite wurden häufig bemerkt im Rahmen von wissenschaftlichen Großprojekten. Zu diesen zählten etwa die von ehemaligen Generalstabsärzten und Universitätsmedizinern verfassten Handbücher über die »ärztlichen Erfahrungen« der Kriegsjahre oder das ambitionierte Weltkriegsprojekt der Carnegie-Stiftung, das im Jahr 1920 gestartet worden war und aus dem bis Anfang der 1930er Jahre knapp 160 Einzeluntersuchungen hervorgingen.⁶ Die in diesem Zuge eruierten Befunde waren nicht nebensächlich:

Statistisch ließ sich beispielsweise bald nachweisen, dass erste Schätzungen über einen eruptiven Anstieg venerischer Infektionen nach dem November 1918 viel zu hoch veranschlagt worden waren. Nachträgliche Bestandsaufnahmen, die 1928 im ersten Band der Reihe *Deutschlands Gesundheitsverhältnisse unter dem Einfluß des Weltkrieges* zusammenfassend dargestellt wurden, zeigten vor allem, dass zu jedem Zeitpunkt die Beobachtung von einer drohenden venerischen »Pandemie« jeder Grundlage entbehrt hatte.⁷ Erhebliche Unsicherheit kam mit etwas Abstand auch im Hinblick auf Angaben über eine starke Zunahme der Prostitution in der frühen Nachkriegszeit auf, weil es hierüber schlicht keine belastbaren Zahlen gab. »Wir wissen über ihre

- 3 Siehe J. F. van Bemmelen, Kriegsdrang ein sexueller Instinkt, in: Max Marcuse (Bearb.), Verhandlungen des I. Internationalen Kongresses für Sexualforschung, Berlin vom 19. bis 16. Oktober 1926 [i. F.: Marcuse, Verhandlungen], Bd. 3: Psychologie, Pädagogik, Ethik, Ästhetik, Religion, Berlin/Köln 1928, 16–22. Siehe daneben v.a. B. Matjuschenko, Über den Einfluß des Krieges und der Revolution auf den Gesundheitszustand des ukrainischen Volkes, in: ebd., Bd. 4: Demographie und Statistik, Sozial- und Rassenhygiene, Berlin/Köln 1928, 134–138; sowie Diskussionsprotokolle zum Referat von Julius Wolf (»Geburtenrückgang und Sexualmoral«) in: ebd., 214ff.; und zu van Bemmelen in: ebd., Bd. 3, 22f.
- 4 Vgl. Crouthamel, *Intimate History*, 155. Das Referat hielt jedoch nicht, wie dort angegeben, Walde-mar Schweisheimer; »Kriegsdrang – Liebesdrang. Sexologenkongress«, in: Vossische Zeitung, Nr. 483, 12.10.1926.
- 5 Siehe etwa die Kritik von Hans Schneickert an der 1922 erschienenen Neuauflage von Erich Wulffens Werk »Der Sexualverbrecher«, dass »gerade die so wertvollen Erfahrungen der sexuellen Kriminalität in der Kriegs- und Nachkriegszeit [...] nicht berücksichtigt worden« waren. Besprechung in: ZfS 9, 1922/23, 315.
- 6 Für dieses Projekt fassten Wissenschaftler verschiedener Disziplinen aus Europa, Russland und den USA Erkenntnisse zur militärischen, ökonomischen, kulturellen und sozialen Geschichte des Weltkriegs zusammen. Siehe zu diesem von James T. Shotwell koordinierten, in Deutschland u.a. von Moritz Liepmann, Otto Baumgarten und Otto Goebel mitbearbeiteten Großprojekt, das keinen unternehmerischen Profit abwerfen sollte und dessen Bände daher freigiebig an Bibliotheken versendet wurden, den informativen Artikel »155 Bände Weltkrieg«, in: Berliner Tageblatt, Nr. 237, 22.5.1931.
- 7 Siehe Josef Jadasohn, Geschlechtskrankheiten, in: F[ritz] Bumm (Hg.), Deutschlands Gesundheitsverhältnisse unter dem Einfluß des Weltkrieges, Bd. 1, Stuttgart u.a. 1928, 233–258, hier 256ff.

Entwicklung in jenen Zeiten«, konstatierte vor diesem Hintergrund Moritz Liepmann in einem 1930 publizierten Beitrag für das Carnegie-Projekt, »eigentlich nichts«. ⁸ Mit Verweis auf einen Mangel an klinischem und empirischem Material wurde bereits 1922 und interessanterweise im *Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege* vieles von dem hinterfragt, was in der psychiatrischen Diskussion um »Homosexualität« im und unmittelbar nach dem Krieg an Bedrohungsbildern omnipräsent gewesen war. Der für den entsprechenden Artikel verantwortlich zeichnende Kölner Psychiater Gustav Aschaffenburg, durchaus ein Verfechter der Therapie gleichgeschlechtlichen Begehrens ⁹ und davon überzeugt, es handle sich bei Homosexuellen durchweg um verweiblichte Männer, redete weder der von Fachkollegen behaupteten »Zersetzung« der Kampfstärke der Fronttruppen durch homosexuelle Armeeangehörige das Wort, noch war bei ihm von einem »Anstieg« von »Homosexualität« als Kriegsfolge die Rede. Was man mit Sicherheit sagen könne, so Aschaffenburg, sei im Grunde nicht mehr, als dass im Krieg bei manchen Frontsoldaten »eine versteckte homosexuelle Komponente« sichtbar geworden sei – »zur eigenen Überraschung der Handelnden nach langer Enthaltensamkeit durch und während eines Rauschzustandes [...]«. ¹⁰ Dies aber könne wohl nicht auf die Präsenz von Homosexuellen in der Armee zurückgeführt werden. Denn diese seien an der Front in sexueller Hinsicht »recht wenig aufgefallen« und hätten sich im Übrigen nach seinen Erfahrungen »im allgemeinen [als] ebenso tapfer und pflichtgetreu erwiesen wie die Normalsexuellen«. Letzteres müsse »umso mehr anerkannt werden«, als »diese sensitiven und meist auch recht sentimentalen, vielfach auch sonst im Leben weichlichen und verweiblichten Menschen nur wenig geeignet zu dem rohen Kriegshandwerk erscheinen«. ¹¹

Verwunderung auf sexualmedizinischem Feld wiederum riefen nach wenigen Jahren sowohl viel gehandelte Diagnosen aus der frühen Nachkriegszeit als auch anhaltende Leerstellen einer näheren Beschäftigung trotz verfügbarer Informationen hervor. Über die zahlenmäßige Verbreitung psychogener funktioneller Sexualstörungen bei Kriegsheimkehrern äußerte man sich nun skeptischer. War die Zahl der Betroffenen zunächst im fünfstelligen Bereich taxiert worden, wurde diese Schätzung im

8 Liepmann, Krieg, 152.

9 Vgl. Burgwalder, »Im direkten Gegensatz zu Magnus Hirschfeld«, in: Der Volkswart 22, 1929, 132–134.

10 Aschaffenburg, Die konstitutionellen Psychopathen, 151.

11 Diese Äußerungen waren für die Nachkriegspsychiatrie sicherlich nicht repräsentativ. Sie sind interessant vor allem angesichts ihres prominenten Veröffentlichungsorts: »Trotz ihres femininen Denkens und Fühlens haben sie [die Homosexuellen] sich«, so das vollständige Zitat, »im allgemeinen ebenso tapfer und pflichtgetreu erwiesen wie die Normalsexuellen, und ich bin überzeugt, daß viele Regimentsführer höchst erstaunt wären, wenn sie erfahren würden, daß einzelne ihrer tüchtigsten, unermüdlichsten und tapfersten Soldaten und Offiziere, manche ihrer verwegenen Draufgänger homosexuell waren. Ich kenne deren nicht wenige, die sich durch Tapferkeit besonders ausgezeichnet und sich ihre Beförderungen und Ehrenzeichen redlich verdient haben. Da ganz gewiß diese sensitiven und meist auch recht sentimentalen, vielfach auch sonst im Leben weichlichen und verweiblichten Menschen nur wenig geeignet zu dem rohen Kriegshandwerk erscheinen, muß umso mehr anerkannt werden, daß sie ihre Pflichten in vollem Umfange erfüllt haben.« Ebd., 152.

1923 erschienenen *Handwörterbuch der Sexualwissenschaft* nach unten korrigiert.¹² In Bezug auf die Kriegskastrierten dagegen stellte der Gießener Neurologe und Psychiater Heinrich Fischer 1924 fest: »Auf dem Gebiete der Sexualforschung herrscht [auf diesem Gebiet] immer noch mehr die Theorie als die Erfahrung, trotzdem ausreichendes Untersuchungsmaterial vorhanden ist.«¹³ Fischer waren mehrere Einzelstudien bekannt, darunter auch jene Hirschfelds, die sich mit endokrinologisch relevanten Prozessen befassten, welche für die Entstehung psychischer Traumata bei dieser Kriegsversehrtengruppe von Bedeutung waren.¹⁴ Tatsächlich aber waren bis dahin Ankündigungen, die infolge des Krieges »reiche Kasuistik auf diesem Gebiete [...] einer kritischen Durchforschung und zusammenfassenden Darstellung«¹⁵ unterziehen zu wollen, aus dem Fach selbst heraus nicht eingelöst worden. Und was Fischer in diesem Zusammenhang besonders auffiel, war das Desiderat »exakte[r] Untersuchungen über die Wirkungen der Kastration auf die Psyche«.¹⁶ Daran sollte sich in der Weimarer Republik auch nicht mehr viel ändern.¹⁷

7.1 Konkurrenz der Großnarrative

Einzelbeobachtungen dieser Art formten sich zeitgenössisch nicht zu einem kritischen Gesamtbild. In der Zusammenschau verweisen sie heute aber auf ein geradezu strukturelles Problem, zumal es keineswegs vorrangig Repräsentanten der »zuständigen« Sexualwissenschaft waren, die solche Forschungslücken, -unklarheiten und -irrtümer registrierten oder sie als solche benannten. Tatsächlich handelte es sich bei den in den zwanziger Jahren veröffentlichten sexualwissenschaftlichen Kriegsstudien auch entweder um die tiefergehende Behandlung bestimmter Teilaspekte, überarbeitete Versionen von bereits im Krieg entstandenen Untersuchungen¹⁸ oder aber um knappe Synthesen wie Alfons Schoenes 1926 in der GeSex-Reihe »Beiträge zum Sexualproblem« erschiene ne Schrift *Krieg und Sexualität*,¹⁹ die jedoch allesamt – zumal im Hinblick auf nachträgliche Informationsgewinnung – auf eine relativ schmale Materialbasis zurückgriffen.

Das kann angesichts der Entwicklungslinien der deutschen Nachkriegssexologie allerdings auch kaum erstaunen. Der Zeitpunkt der Gründung und die ursprünglich auf

12 Eine Steigerung sei fraglos der Fall gewesen, die Zahl der Betroffenen jedoch »nach Hunderttausenden zu zählen, bedeutet eine unerlaubte Übertreibung.« *Fürbringer*, Potenz und Potenzstörungen, 354.

13 *Heinr[ich] Fischer*, Die Wirkungen der Kastration auf die Psyche, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 94, 1924, 275–300, hier 280f.

14 Siehe ebd., 275 u. 280.

15 *Bloch*, Impotenz, 139.

16 *Fischer*, Wirkungen, 275.

17 Die erste umfassende Studie erschien in Deutschland – siehe bis dahin im Wesentlichen die Übersetzung der Arbeit eines Assistenten des italienischen Psychiaters Carlo Ceni, *V[ittorio] Desogus*, Störungen des Geschlechtstriebes bei den Kriegsverletzten, in: ZfS 8, 1921/22, 177–180 – erst 1934 (!). Siehe *Johannes Lange*, Die Folgen der Entmannung Erwachsener. An der Hand von Kriegserfahrungen dargestellt, Leipzig 1934. Vgl. dazu auch *Kienitz*, Beschädigte Helden, 273–286.

18 *Plaut*, Psychographie; *Brunner*, Illustrierte Sittengeschichte.

19 *Schoene*, Krieg und Sexualität.

die Bereiche Forschung und Therapie konzentrierte Ausrichtung des Instituts für Sexualwissenschaft, aber auch unzutreffende Angaben in der Literatur über dessen Förderung und Finanzierung durch den preußischen Staat, überdecken in Rückblicken auf die Fachgeschichte in der Weimarer Republik bis heute zweierlei:

Zum einen wird infolgedessen leicht übersehen, dass der im internationalen Vergleich als einmalig geltende Aufschwung der deutschen Sexualwissenschaft nach dem Ersten Weltkrieg keineswegs mit der Revolution von 1918/19, sondern erst knapp zehn Jahre nach Kriegsende (zwischen 1926 und 1928) einsetzte. Zum zweiten ist nicht zu verkennen, was diesen Aufschwung im Kern ausmachte. Die Jahre bis etwa 1924/25 waren flügelübergreifend von dem Versuch gekennzeichnet gewesen, an die vor 1914 geschaffenen Strukturen anzuschließen, sie zu restabilisieren und auszubauen. Das gelang jedoch nicht. Anders als in den letzten Friedensjahren verfügten sowohl das konservativ-liberale als auch das reformerische Spektrum in dieser Zeitspanne faktisch über keine fachverbandliche Interessenvertretung mehr. Ebenso wenig war das Kalkül der sich von einem reformerischen Selbstverständnis verabschiedenden ÄGeSe noch die von Vertretern der InGeSe verfolgten Strategien aufgegangen, Sexualforschung als »unpolitische« Wissenschaft oder unter dem reduzierten Label der »Konstitutionsforschung« in universitäre Obhut zu überführen.²⁰ An den prekären Forschungsressourcen, die Wissenschaftlern aus diesem Umfeld zur Verfügung standen, hatte sich damit im Vergleich zur Vorkriegszeit nichts geändert. Auf dem Hintergrund der frühzeitigen Erfahrung mangelnder universitärer Perspektiven und der infolgedessen faktisch nicht bestehenden akademischen Karrierechancen für Nachwuchswissenschaftler blieb ein generationeller Wandel aus. Gleichwohl bestellte dieses Spektrum nach 1918 mit der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« das unbestritten führende Fachorgan.

Die reformerische Sexualforschung hatte im selben Zeitraum einen ähnlich durchwachsenen Wandlungsprozess durchlaufen. Mit dem Institut für Sexualwissenschaft verfügte sie über die international innovativste Neuerung im Fach, das rasch zum Zentrum der Sexualtherapie und -beratung in Deutschland avancierte und diesen Status auch langfristig behauptete. Den Flügelwechsel der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« jedoch hatte in der Substanz keines der seriellen Publikationsforen dieses Spektrums auffangen können. Aber ohnehin war auch im reformerischen Flügel eine wissenschaftliche Schwerpunktsetzung in Ansätzen allein in jenen Jahren möglich gewesen, in denen Hirschfeld am Institut für Sexualwissenschaft mit der Perspektive auf eine spätere staatliche Förderung erhebliche finanzielle Eigenmittel mobilisiert hatte. Das war bis etwa 1923/24 – als das Ausbleiben einer solchen Förderung zur langfristigen Gewissheit geworden war – der Fall gewesen.²¹ Die früh einsetzenden Anfeindungen aus der etablierten Ärzteschaft, die zeitgleiche Isolierung Hirschfelds in den etablierten Fachgesellschaften, das Zusammenschmelzen der Mittel aus der »Magnus Hirschfeld-Stiftung« in der Hyperinflation 1923 und schließlich der Weggang seiner akademisch ambitioniertesten Mitarbeiter um 1925²² taten ein Übriges, dass sich ein solches Modell sexualwissenschaftlicher Forschung nicht lange durchhalten ließ.

20 Vgl. Pretzel, Disziplinierungsbestrebungen.

21 Vgl. Herrn, Traum, 184–187.

22 Ebd., 187.

Ab Mitte der zwanziger Jahre fehlte es hier neben personellen und finanziellen Ressourcen an einer weiteren für Forschung wichtigen Ressource: Zeit. Das Institut sammelte zwar fortwährend Unmengen an klinischen und empirischen Daten zu sexuellen Problemen, und tatsächlich hatte Hirschfeld auch den Katalog seines für empirische Untersuchungen wichtigsten Instruments, den nun von Patienten und Besuchern des Instituts auszufüllenden »Psycho-biologischen Fragebogen«, um Fragen ergänzt, die den Weltkrieg betrafen – so interessierten Hirschfeld beispielsweise mögliche Korrelationen zwischen sexuell-geschlechtlichen Eigenschaften und der politischen Einstellung zum Krieg.²³ Aber vor dem Hintergrund der sich ab etwa 1924 abzeichnenden Notwendigkeit, das Institut auf lange Sicht ausschließlich mit dem Umsatz des laufenden Betriebs aufrecht erhalten zu müssen, fand man, wie Hirschfeld 1929 schrieb, »aus Mangel an Zeit und freiwilliger Mitarbeit auch nicht annähernd« die Möglichkeit, dieses »unvergleichliche Forschungsmaterial« zu sichten und es »beispielsweise auf statistischem Gebiet« wissenschaftlich aufzubereiten.²⁴

»Abschied von der Sexualwissenschaft«, auf diese Formel hat der Hirschfeld-Experte Rainer Herrn den vor all diesen Hintergründen vollzogenen Kursschwenk des Instituts für Sexualwissenschaft ab 1925/26 gebracht,²⁵ und dies entsprach, wie gezeigt, wohl auch teilweise Hirschfelds eigener Wahrnehmung. Es ist aber zugleich wichtig zu sehen, dass dennoch, wenn damals wie heute von einem »dramatischen Aufschwung« der Sexualforschung in der Weimarer Republik die Rede war und ist, eigentlich genau jenes Profil gemeint ist, für das Hirschfelds Institut ab dieser Zeit stand: Der reformerische Flügel der deutschen Sexualwissenschaft begleitete und belebte von hier an die Prozesse einer kulturellen Liberalisierung und »Rationalisierung« des Sexuellen mit der Popularisierung, der praktischen Anwendung und offensiven Politisierung ihrer Wissensbestände, die neben dem Sendungsbewusstsein der Akteure die nach 1918 wichtigste Ressource des Faches blieben, aber im Wesentlichen bereits bis 1914 erschlossen worden waren. Dass die Disziplin über die längsten Strecken der Weimarer Republik in wissenschaftlicher Hinsicht im Grunde ein »Scheinriese« war, der nur über äußerst begrenzte Ressourcen verfügte und dessen Innovationskraft im Vergleich zur Vorkriegszeit eher abgenommen hatte, wurde indessen schon zeitgenössisch kaum bemerkt.

Aber daraus erklärt sich nicht nur zu einem wesentlichen Teil die zur Mitte des ersten Nachkriegsjahrzehnts auf verschiedenen Feldern mit wenig empirischer Tiefenschärfe abgesicherte Gewissheit über den Krieg und seine Folgen. Hier liegt vielmehr zumindest auch einer der Gründe dafür, weshalb konkurrierende sexualwissenschaftliche Weltkriegsnarrative in den zwanziger Jahren weithin unwidersprochen nebeneinander zirkulierten. Während von Akteuren der politischen Parteien die Frage nach den Ursprüngen des »Sittenverfalls« in der Nachkriegszeit weiterhin je nach Couleur mit

23 Nach 1918 hatte Hirschfeld das Fragenspektrum auf insgesamt 140 Einzelthemen erweitert. So wollte Hirschfeld nun auch wissen: »Was denken Sie über den Weltkrieg? In welcher Weise nahmen sie an ihm teil?« (GK II, 53), und er interessierte sich dafür, »ob der Pazifismus tatsächlich einen mehr weiblichen, der Militarismus einen mehr männlichen Charakter voraussetzt.« Ebd., 45.

24 Magnus Hirschfeld, 10 Jahre Institut für Sexualwissenschaft, in: Die Aufklärung 1, 1929, 129–131, hier 130.

25 Herrn, Traum, 187.

dem Verweis entweder auf den Krieg oder auf die Revolution beantwortet wurde, um diese Zuweisungen politisch zu instrumentalisieren – durch »die moralische Rechte, um die Notwendigkeit einer Wiederherstellung der alten Gesellschaftsordnung zu untermauern, und [durch] die Linke, um sozialpolitische Reformen zu rechtfertigen«²⁶ –, lässt sich beim Blick auf wissenschaftliche Deutungen zwar insgesamt eine größere interpretative Bandbreite im Detail feststellen. Grundsätzlich aber wiesen beide Diskursstränge eine Strukturgleichheit auf. Denn den Ausgangspunkt bildete auch in den Wissenschaften in keiner Weise – und darin ist der zweite, sehr viel wesentlichere Grund für die stark divergierenden Narrative zu sehen – das Erkennen defizitärer Forschungssituationen über Ereignisse oder Entwicklungen in der Kriegszeit selbst, sondern die normative Wertung der Sexualkultur der Gegenwart. Das Panorama darauf aufruhender Kriegsnarrative lässt sich exemplarisch wie folgt (von links nach rechts) einfangen:

Sehr eindeutig als Partei ergreifender Einwurf in die tagespolitisch im Hintergrund schwelende Links-Rechts-Kontroverse positionierte sich Alfons Schoenes Schrift *Krieg und Sexualität* von 1926. Erschienen im anarchosyndikalistischen Umfeld der GeSex, war sie geschrieben worden mit dem Ziel, »die Zahl derjenigen zu vermehren, die im Kriege alles andere, – nur nicht ein ›Stahlbad der Erneuerung‹ sehen«.²⁷ Die thematisch dichte Broschüre rief vor allem die militärisch organisierten Bordelle und den Zusammenbruch der bürgerlichen Sexualmoral in Erinnerung. Dies, so argumentierte Schoene, sei das Ergebnis gewesen der sozialen Not an der »Heimatfront« und in den besetzten Gebieten, der Verrohung durch den Krieg und der infolge der Trennung beider Ehepartner geschlechterübergreifend gestiegenen »Sexualnot«. Zu einer vollständigen Kulturgeschichte des Weltkriegs gehöre es, dies zu thematisieren, was man aber »begreiflicherweise in den herrschenden Kreisen nicht gern sieht«.²⁸ Magnus Hirschfeld sprach Ende der zwanziger Jahre ebenfalls mit Nachdruck von einer solchen Destruktionskraft der Jahre 1914 bis 1918, schnitt daneben jedoch auch eine kulturell katalysatorische Wirkung der Kriegszeit an, die den Grad der sexuellen Liberalisierung der Nachkriegszeit miterklären könne. Direkt »verursacht« aber habe der Krieg diese Prozesse nicht.²⁹

Sehr viel stärker rückte dagegen der Soziologe und Sexualforscher Julius Wolf, nach 1918 Anhänger der DDP,³⁰ den Weltkrieg zum Beleg seiner bereits in der Vorkriegszeit aufgestellten These von einer unaufhaltsamen »Rationalisierung des Sexuallebens« in der modernen Welt³¹ in den Vordergrund. Im Prozess der Ablösung der alten kirchlichen Moral durch eine sachliche, lebensnahe »neue Sexualmoral« begriff er den Krieg als einen in mehrere Richtungen hin bedeutsamen Beschleuniger: »Aus seinem Stahlbad sind die Massen um vieles selbstständiger und selbstbewußter emporgetaucht, als

26 Vgl. Osborne, Frauenkörper, 105.

27 Schoene, Krieg und Sexualität, 21.

28 Ebd., 3.

29 Magnus Hirschfeld, Aufbau und Einleitung der Sexualwissenschaft, in: Die Aufklärung 1, 1929, 257–259, hier 257. Siehe auch die Wiedergabe von Hirschfelds Antwort, die er im Februar 1930 während einer Veranstaltung in Brünn auf die Frage nach der »Wirkung des Weltkrieges auf die Moral« gab. Zit. in: »Sexualwissenschaftliche Frageabende im Ausland«, in: Die Aufklärung 2, 1930, 60.

30 Vgl. Ferdinand, »Wolf«, 769.

31 Vgl. dazu mit weiterer Literatur ebd., 769f.

sie es je zuvor waren«, führte Wolf 1926 auf dem »I. Internationalen Kongress für Sexualforschung« aus.

»Freier bewegt sich die Frau. Ihre eigenen Wege geht die Jugend. Ein Chaos hinterließ der Krieg, aus dem ein Kosmos werden könnte und werden will. Die Sehnsucht unserer Zeit ist es, endlich wieder wirklich zu »leben«. In dieser Sehnsucht wurde sie reif für die neue Sexualmoral.«³²

Der Theologe Otto Baumgarten dagegen hatte gerade diese Liberalisierungstendenzen in einem pejorativen Sinn vor Augen, als er 1927 in seinem für das Carnegie-Projekt verfassten Essay *Der sittliche Zustand des deutschen Volkes unter dem Einfluß des Krieges* davon schrieb, historisch »gerecht zu sein gegen den Weltkrieg« bedeutete auch, klar zu erkennen, »daß schon vor dem Weltkrieg zuverlässige Beobachter über die Überhandnahme sittlicher Ungebundenheit im deutschen Volke, nicht weniger der oberen als der unteren Schichten, der freien Verhältnisse, die Vorwegnahme des Geschlechtsgenusses auch gerade in höheren Kreisen, auch in Heer und Marine« vielfach beschrieben hätten.³³ Man müsse »sich diese praktische und theoretische Erschütterung der sexuellen Moral vor dem Kriege [...] vergegenwärtigen, um nicht dem Weltkrieg zu weitgehende Wirkungen auf diesem Gebiet zuzuschreiben«,³⁴ und ebenso dürfe man die Revolution von 1918/19, in der »jede Scham außer acht gelassen« worden sei, nicht unterschätzen.³⁵

Dass eine sexuelle Destruktionskraft der Kriegsjahre mehr oder weniger gänzlich geleugnet wurde, war in der Sexualforschung zwar eine Seltenheit. Wie noch am Fall literarischer Adaptionen zu zeigen sein wird, präsentierten sich in den zwanziger Jahren auch Vertreter der konservativ-liberalen Richtung in der Regel selbst beim Blick auf grellste Schlaglichter von pazifistischer Seite als Fachleute, die nicht so leicht aus der Fassung zu bringen waren, weil ihnen als intimen Kennern der Materie ja nichts davon neu sei. Aber in der epochendiagnostisch instrumentalisierbaren Publizistik gab es ein solches Leugnen im konservativen Spektrum der Sexualforschung durchaus.

Als exemplarisch lassen die Anfang 1930 publizierten *Gedanken zur modernen Sexualmoral* August Mayers, Ordinarius für Gynäkologie an der Universität Tübingen und Exponent des rechtskonservativen InGeSe-Flügels, anführen. Hier wurde nicht nur unverändert mit der kurz nach Kriegsende vom »Deutschen Medizinerverbund für Sexualethik« formulierten Auffassung, die deutschen Frontsoldaten seien im Weltkrieg weitgehend sexuell abstinenter geblieben, argumentiert. In seinem, wie es von rechtskonservativer Seite gleich hieß, »wahrhaft herzerfrischende[n] Büchlein«, das überaus lebensnah argumentiere,³⁶ mobilisierte Mayer dieses Bild vorgeblich gelungener sexueller Selbstkontrolle vielmehr auch, um von dort aus zum Generalangriff auf einen als

32 Julius Wolf, *Geburtenrückgang und Sexualmoral*, in: Marcuse (Red.), *Verhandlungen*, Bd. 4, 207–216, hier 211.

33 Otto Baumgarten, *Der sittliche Zustand des deutschen Volkes unter dem Einfluß des Krieges*, in: ders.u.a., *Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland*, Stuttgart u.a. 1927, 1–88, hier 33.

34 Ebd., 36.

35 Ebd., 41.

36 [Albert] Niedermayer, *Rezension von Mayer, Gedanken zur modernen Sexualmoral*, in: *Ethik* 7, 1930/31, 191.

verderblich beschriebenen kulturellen Wandel nach 1918 anzusetzen: Im Weltkrieg habe sexuelle Enthaltsamkeit eben nicht, wie die Vertreter der »modernen Sexualmoral« behaupten würden, zu gesundheitlichen Schäden geführt. Aber »[d]aß unsere wunderbaren Frontheere im Krieg trotz der ihnen aufgezwungenen Mäßigung staunenswerte Höchstleistungen vollbrachten,« so meinte er an die Adresse der Sexualreformbewegung, »machte keinen Eindruck«. ³⁷ Man möge sich vor allen Dingen einmal das Szenario vorstellen, was wohl die Folgen für die ausländischen Frauen in den von Deutschland besetzten Gebieten gewesen wären, hätten diese es nicht mit einer Generation deutscher Männer zu tun gehabt, für die oftmals die »Heilighaltung der Frau in Feindesland [...] eine besondere nationale Ehrenpflicht« gewesen sei. Hätten an deren Stelle Angehörige der von der »modernen Sexualmoral« beeinflussten deutschen Nachkriegsjugend gestanden, hätten diese »kaum so gedacht, geschweige denn gehandelt«. ³⁸ Denn die neue Moral kenne kaum mehr »Verantwortlichkeit des Individuums der Allgemeinheit gegenüber«. Sie habe »ein ›Evangelium des Fleisches‹ anstelle des ›Evangeliums des Geistes‹« aufgestellt und ein »Abwerfen aller Fesseln und hemmungslose Hingabe an den Trieb mit fortgesetzten Konflikten gegen Sitte und Ordnung« zur Folge gehabt. ³⁹ Die für das Vaterland Gefallenen aber hätten eine »ernste Mahnung« hinterlassen, sie hätten die Demut der Nachkriegsgesellschaft verdient, auch dahingehend, »daß wir für dasselbe Vaterland unsere Bedürfnisse etwas einschränken«. ⁴⁰

Es war mit anderen Worten also anders, als es in der historischen Forschung gemeinhin konstatiert wird, keineswegs der Fall, dass in den zwanziger Jahren normativ oder auch nur hinsichtlich der Frage von Kausalitäten die Sichtweise dominiert hätte, der Weltkrieg habe das Geschlechterverhältnis verheerend aufgewühlt, damit jedoch indirekt einer Liberalisierung von sexuellen Lebenswirklichkeiten und Geschlechterbildern in der Nachkriegszeit den Weg bereitet. Das war die Position einiger weniger sexualwissenschaftlicher Experten, die sich entweder dem liberaldemokratischen oder dem sozialistischen Spektrum zurechneten, aber offensichtlich auch dort eher Minderheitenmeinungen repräsentierten. In den Parteien der politischen Linken wie der Rechten dagegen wurde zwischen beiden Entwicklungen kaum eine Verbindung hergestellt. Vielmehr positionierten sich SPD und KPD in der Frage, was genau sie mit ihrem Befund von einer »Entsittlichung« und »Verrohung« der deutschen Nachkriegsverhältnisse meinten – und wofür sie den (»imperialistischen«) Krieg und den preußischen Militarismus verantwortlich machten –, denkbar vage, aber mit einem unverkennbaren Unbehagen gerade gegenüber solchen Entwicklungen, die aus heutiger Sicht zu den sexuellen Liberalisierungstendenzen in der Weimarer Republik zu rechnen sind. Was das betrifft, bestanden in sexualmoralischer Hinsicht mal weniger, mal deutlicher artikuliert Schnittmengen mit dem bürgerlich-konservativen und auch dem rechtsnationalen Lager, die beide aber dem Krieg in diesem Zusammenhang weder eine verursachende noch eine katalysatorische Bedeutung zusprachen. Hier wurden ein als verheerend gewerteter soziokultureller Wandel in der unmittelbaren Vorkriegszeit sowie – und das im

37 August Mayer, Gedanken zur modernen Sexualmoral, Stuttgart 1930, 13.

38 Ebd., 67 u. 68.

39 Ebd., 3 u. 16.

40 Ebd., 34.

Wesentlichen – die revolutionären Umwälzungen von 1918/19 als Ursachen interpretiert bzw. propagiert. Instrumenteller Fluchtpunkt aller dieser Interpretationen indes war – darum ging es unterschiedslos – die Überwindung der Gegenwart und die politische Ordnung der Zukunft.

Damit ist auch vorweggenommen, dass dem Antizipieren sexueller Erfahrungsbestände in der »Kriegsliteratur« und deren sexualwissenschaftlicher Kommentierung ganz offensichtlich keine signifikante Bedeutung mit Blick auf das grundsätzliche Fortbestehen dieser variierenden Narrative beizumessen ist. Aber worum ging es dabei?

7.2 Zwischen Kommentar und Protektion: Sexualforschung und die »Kriegsliteratur«

Die Politisierung der Sexualgeschichte des Ersten Weltkriegs in der belletristischen Kriegsliteratur bietet ein Beispiel dafür, wie sehr die auf die Weimar-Sexualkulturfor schung bezogene Beobachtung Laurie Marhoefers, »a crucial element of the big picture« sei historiographisch oftmals übersehen worden und betreffe die nähere Erfassung des »refashioning of gender und sexual norms under the Republic according to the terms in which Germans understood it at the time«,⁴¹ als ein Desiderat nicht nur der geschichts-, sondern auch der literaturwissenschaftlichen Forschung anzusprechen ist. Das gilt auch in diesem Fall vor allem dahingehend, dass es in der Zwischenzeit nicht mehr an validen Einzelstudien ermangelt, sondern an bündelnden, diesen Diskursstrang systematisch nachzeichnenden Darstellungen, die zugleich die zeitgenössische Rezeption erfassen. Auch der folgende knappe Abriss wird diese Forschungslücke nicht schließen können. Dem Zuschnitt der Studie – und mangelnden literaturwissenschaftlichen Methodenkenntnissen des Verfassers – geschuldet, sollen allein die Konturen der kriegserinnerungspolitischen Funktionalisierung, die rezeptionsgeschichtliche Reichweite sowie das responsive Verhältnis zur sexualwissenschaftlichen Kriegsdebatte im Zentrum der Analyse stehen.

Allerdings wird daran einmal mehr deutlich werden, in welchem hohem Maße die zeitgenössische Diskussion die Entwicklungslinien der Kriegsliteratur bereits reflektierte.⁴² Periodisierungen und generationelle Differenzierungen stellte sie häufig bereits in ähnlicher Weise her wie die spätere historische Forschung. Vergleichbares gilt für thematische Fokussierungen und sogar für einige begriffliche Engführungen. Beispielweise ist beim Blick auf die Wahrnehmung der Literatur des »soldatischen Nationalismus« um 1930 bisher kaum bemerkt worden, dass Schlagworte wie das von einer Generation des »Unbedingten« bereits damals fallen und auch Klaus Theweleits *Männerphantasien* von 1977/78 keineswegs der erste Beitrag war, der sich mit den Feiern triebhafter Gewalt- und Tötungslust in den Texten dieser Autoren eingehend auseinandersetzte, im Gegenteil: Kaum ein Thema bestimmte die feuilletonistische und politische Kontroverse um diese Werke so sehr wie dieses. Die politischen Aufladungen und kulturellen Deu-

41 Vgl. Marhoefer, *Sex and the Weimar Republic*, 8.

42 Dazu grundsätzlich Kiesel, *Geschichte*, 498f.

tungen solcher Begriffe und Beobachtungen dagegen unterschieden sich von späteren teilweise markant.

7.2.1 Krieg und Sexualität im Umfeld des »Streits um Remarque«

1930 bewarb der Göttinger Leopold Klotz-Verlag den Roman *Frauen im Krieg* von Meta Scheele als einen neuartigen Zugriff und als Tabubruch, da sich dieses Buch mit sexuellen Fragen und dem Wandel der Geschlechterverhältnisse in der Kriegszeit befasse. Der Berliner Literaturkritiker Guido K. Brand war sich sicher, dass diese PR-Strategie ins Leere laufen werde. Denn weder seien Scheeles Themen in der Literatur neu, noch habe man es mit einem Tabubruch zu tun:

»In allen Büchern vom Krieg kommt auch etwas von Frauen vor. Die Sexualnot ist ein Thema für Daheimgebliebene und Frontkämpfer, die zur eigentlichen Qual erst bei den Gefangenen wird. Auch das ist seit langem bekannt: es gab treue und untreue Männer und Frauen, bis die Dauer des Krieges eine Wandlung schuf in den Begriffen. Es war entsetzlich, und die Oberkommandos suchten Abhilfe zu schaffen. Es ist in die Familien furchtbares Unglück hereingebrochen und es gab Reue bis zur Verzweiflung. Wenn der Verlag Klotz schreibt, daß sein Kriegsbuch noch gefehlt hat, so kann man ihm leicht, inhaltlich und stilistisch, seinen Irrtum nachweisen. Denn so etwas steht, wenn auch nicht ausführlich, aber dann um so prägnanter und charakteristischer in hundert Büchern.«⁴³

Brand schrieb dies zu einem Zeitpunkt, als in Deutschland die Auseinandersetzung um die »Wiederkehr des Weltkriegs in der Literatur« ihren Zenit bereits erreicht hatte, also jene Debatte um eine »Hausse in Kriegsliteratur«, als deren Auslöser allgemein der »Streit« um Erich Maria Remarques *Im Westen Nichts von Neues* (1928/29) galt.⁴⁴ Tatsächlich kam es Ende der zwanziger Jahre zu einer »regelrechte[n] Explosion der Erinnerung«, die sich zwar keineswegs allein an Remarques Millionenseller entzündet hatte und auch nicht auf die Literatur begrenzt blieb.⁴⁵ Ähnliches lässt sich um 1928/29 bei einem Blick auf Kriegsausstellungen und touristische Fahrten zu den einstigen Schlachtfeldern der Westfront beobachten.⁴⁶ Auch ist es, wovon die ältere Forschung lange ausgegangen war, übertrieben, von einer bis dahin festzustellenden »Kriegsmüdigkeit« der Schriftsteller, Verlage und Feuilletons zu sprechen. Wie mittlerweile eingehend gezeigt wurde, zuletzt insbesondere von Benjamin Ziemann, ist dieses Bild letztlich unzutreffend: Es gab eine bereits in der frühen Nachkriegszeit rege einsetzende Kriegserinnerungsarbeit, die überdies zunächst eindeutig republikanisch ausgerichtet war.⁴⁷

43 Guido K. Brand, So was von Krieg, in: Die Literatur 33, 1930/31, 80–82, hier 80.

44 Thomas F. Schneider, Erich Maria Remarques Roman »Im Westen nichts Neues«. Text, Edition, Entstehung, Distribution und Rezeption (1928–1930), Tübingen 2004; Bärbel Schrader (Hg.), Der Fall Remarque. »Im Westen nichts Neues« – Eine Dokumentation, Leipzig 1991.

45 Krumeich, Konjunkturen, 116.

46 Gerd Krumeich/Antoine Prost, Verdun 1916. Die Schlacht und ihr Mythos aus deutsch-französischer Perspektive, Essen 2016, 192ff.

47 Vgl. Benjamin Ziemann, Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918–1933, Bonn 2014, bes. 31–149. Zu frühen künstlerischen Darstellungs- und politischen Ak-

Dennoch handelt es sich bei der Einordnung, dass der Weltkrieg um 1929 in der Literatur »wiedergekehrt« sei, keineswegs erst um eine Behauptung der Literaturwissenschaft der 1970er Jahre, die sich in der Zwischenzeit »als reine Spekulation« erwiesen hätte.⁴⁸ Vielmehr handelte es sich dabei – und das ist wesentlich – um eine zeitgenössisch weithin geteilte Wahrnehmung, und in mehrfacher Hinsicht bedeutete die oftmals verkürzt als »Fall Remarque« bezeichnete Kriegsdebatte tatsächlich eine wesentliche Zäsur.⁴⁹ Das Verlagsmarketing erlangte mit Blick auf eine Professionalisierung der Imagegestaltung der Autoren, aber auch durch Texteingriffe, die am Absatz orientiert waren, eine neue Qualität, was sich in der Rezeption unmittelbar niederschlug. Eng an die jeweils propagierte soldatische Vita der jeweiligen Verfasser geknüpft, wurde die Frage nach der »Wahrheit« des Geschilderten zum heftig befahdeten Feld und zu einer Auseinandersetzung erklärt, über die auch der »Kampf um die Jugend« eine neue Schärfe erhielt. Denn generell traten nun erstmals die Perspektiven derjenigen, die zwar nicht mehr den Krieg, sehr wohl aber den »Nachkrieg« erlebt hatten – sei es in den Freikorps, sei es aufseiten der Revolution – hinzu, also der Erfahrungsraum der, wie man schon zeitgenössisch sagte, »Kriegsjugendgeneration«.⁵⁰

Wenn der Weltkrieg eine Dekade nach seinem Ende auf diese Weise wieder »Gegenstand von Masseninteresse«⁵¹ geworden und die »Kriegsliteratur« zu einem bedeutenden, wenn nicht sogar entscheidenden Schauplatz der Kämpfe um die Deutungshoheit avanciert war,⁵² hatte dies jedoch noch zwei weitere Ursachen. Vielerorts, auch in den Foren der Sexualwissenschaft und -reformbewegung, erklärte man sich die Masse an Neuerscheinungen mit dem Bedürfnis einer bestimmten, nämlich der von den Schulbänken in den Krieg geworfenen Alterskohorte, Zeugnis von erlittenen Schrecken abzulegen. Dass diese Jahrgänge dies erst jetzt schafften, so Arno Schirokauer 1929 in

tionsformen der »Nie wieder Krieg«-Bewegung siehe Gertrude Cepl-Kaufmann/Gerd Krumeich/Ulla Sommers (Hg.), *Krieg und Utopie. Kunst, Literatur und Politik im Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg*, Essen 2006.

48 So Thomas F. Schneider, *Die Wiederkehr der Kriege in der Literatur. Voraussetzungen und Funktionen »pazifistischer« und »bellizistischer« Kriegsliteratur vom Ersten Weltkrieg bis zum Dritten Golfkrieg*, in: *Osnabrücker Jahrbuch Frieden und Wissenschaft* 12, 2005, 201–221, hier 203.

49 Zum Folgenden Ziemann, *Veteranen*, 270–273 u. 300.

50 Bereits zeitgenössisch wurde dieser Begriff weiter ausdifferenziert: Für viele Beobachter, links wie rechts, rekrutierten sich die Autoren der »Kriegsliteratur« aus vor allem zwei, insgesamt aber drei Generationen: Man unterschied »die junge Frontgeneration (1890–1900), die Kriegsjugendgeneration (1900/01 bis 1906/07) und die Nachkriegsjugendgeneration (nach 1910)« (E. Schmahl mit Bezug auf Gründels Buch »Die Sendung der jungen Generation«, in: *Die Tat* 24, 1932, 429–432, hier 430). Hellmut Weishaupt schrieb 1930 zudem, die Kriegsliteratur habe mit der Generation der noch im 19. Jahrhundert geborenen Kriegsteilnehmer und der in den Freikorps zu ihrem »Kriegserlebnis« gekommenen »Kriegsjugendgeneration« eine generationell gar nicht so leicht auseinanderzuhaltende Entwicklung zu »zwei Typen« des Realismus hervorgebracht: jene, für die Remarque exemplarisch sei, und jene, für den etwa Ernst Jünger stand (»heroischer Realismus«). Vgl. ders., *Die Wendung im Kriegsbuch. Zum ersten Versuch einer Kriegsmythologie*, in: *Eckart* 6/9, 1930, 361–365.

51 Krumeich, *Konjunktoren*, 116.

52 Vgl. ebd.; Ziemann, *Veteranen*, 296.

einem Beitrag für »Die neue Generation«, sei das Resultat einer »Furcht« gewesen, das eigene Erleben zu verarbeiten und es in Worte fassen zu müssen:

»Zehn Jahre hat diese Furcht gedauert. – Aber merkwürdig: in dem Moment, da sich das Erinnerungsbild dieser Zeit aufzulösen beginnt, aus der Bewußtseinsschicht wegsackt oder wenigstens schwimmt, verblaßt, sich verfärbt, gelingt es, die Dinge literarisch festzuhalten. Sie sind so unwirklich geworden, daß sie Sprache werden können.«⁵³

Solche auf die traumatische Dimension des Erlebten abhebende Einordnungen der Literatur der »verlorenen Generation« wurden schon damals gegen Lesarten ins Feld geführt, die Hochkonjunktur von Kriegsbüchern allein dem professionalisierten Verlagsmarketing zuzuschreiben.⁵⁴ Weithin übersehen blieb dagegen in der Forschung die zeitgenössische Beobachtung, welchen Stellenwert mit einem Mal sexuelle Themen auf eine sehr spezifische Weise hatten: Magnus Hirschfeld und Maria Krusche brachte dies 1929 dazu, für ihre Zeitschrift »Die Aufklärung« die Abdruckerlaubnis charakteristischer Ausschnitte aus Edwin Erich Dwingers Roman *Armee hinter Stacheldraht* einzuholen,⁵⁵ in denen – hier am Beispiel der Kriegsgefangenschaft – genau das illustriert wurde, worum es in diesen Werken immer wieder ging: um die Konfrontation einer sexuell unerfahrenen Generation junger Männer mit Erlebnissen, die der Krieg für sie in dieser Hinsicht bereitgehalten habe. Dabei spielten – bemerkenswerterweise oftmals frei von moralischen Wertungen – mann-männliche sexuelle Kontakte und Beziehungen keine Nebenrolle.⁵⁶ Dominierendes Thema aber war – und dies in der Regel in einem Ton der Anklage – das Kriegsbordell: Viele Romane fassten das unter militärisches Reglement gebrachte Bordell in den besetzten Gebieten nun sehr explizit als Erfahrungsraum einer Generation von Männern ein, der sich desaströs auf ihr weiteres Erleben von sexueller Intimität ausgewirkt habe – »vielleicht«, so lässt Remarque seinen Protagonisten Paul Bäumer in einer viel zitierten Passage darüber sagen, »kann man so etwas nicht mehr loswerden«.⁵⁷

53 Arno Schirokauer, Die Jugend formuliert ihr Kriegserlebnis, in: DnG 25, 1929, 190–192, hier 191.

54 Während sich die historische Forschung bisher nur wenig damit auseinandergesetzt hat, inwiefern dieser 1928 einsetzende Boom der Kriegserinnerung mit dem in der Traumaforschung bekannten Zehn-Jahres-Effekt zusammenhing – vgl. dazu Krumeich/Prost, Verdun 1916, 191; Michael Gnädinger, Zwischen Traum und Trauma. Ernst Jüngers Frühwerk, Frankfurt a.M. u.a. 2003, bes. 256 –, schien vielen Zeitgenossen ein solcher Zusammenhang evident. Für Fritz von Unruh etwa war es »kein Zufall«, sondern auf der Ebene einer traumatisch bedingten Verzögerung nachvollziehbar, dass die Literatur über den Weltkrieg erst jetzt »wieder hervor darf«: »Unmittelbar nach dem Zusammenbruch waren die Nerven der Menschen zermüht, in den zehn Jahren danach haben sie sich wieder erholt und können heute die allgemeine furchtbare Kriegserschütterung objektiver nachprüfen.« Ders., »Im Westen nichts Neues«. Erich Maria Remarques Roman (Vossische Zeitung vom 5.2.1929), abgedr. in: Schrader, Fall Remarque, 25–32, hier 26. Ähnlich Herbert Herenius, Der Krieg, in: Die Linkscurve 1/1, 1929), 31–33, hier 31.

55 Abgedr. in: Die Aufklärung 1, 1929, 311–312.

56 Etwa bei Edwin Erich Dwinger, *Armee hinter Stacheldraht*. Das sibirische Tagebuch, Jena 1929, 98 u. 206.

57 Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues*, 76.–100. Tsd., Berlin 1929, 152. Vgl. auch, dies anhand weiterer Beispiele aus der Literatur aufgreifend, Jirgal, Wiederkehr, 167ff., 174 u. 178f.; Herbert Lewandowski, Die Kriegserotik in der Literatur, in: SGW II, 414–436, hier 420.

Es spricht keineswegs gegen, sondern für die verbreitete Wahrnehmung einer erst mit dem Kriegsliteraturboom um 1929 verbundenen Thematisierung einer solchen Erfahrungsdimension, wenn späterhin von rechtskonservativer Seite davon die Rede sein sollte, dass Remarque, in dessen Werk sich aus ihrer Perspektive die pazifistische Kriegsdeutung ja symbolisch verdichtete, derjenige gewesen sei, der als erster »die sexuellen Kuriositäten und das Unflätige auf den Schild hob«.⁵⁸ Tatsächlich stand *Im Westen nichts Neues* am Ende der zwanziger Jahre stellvertretend für eine Vielzahl literarischer Kriegsdarstellungen, die in dieser Hinsicht zwar an das Viktimierungsnarrativ vom einfachen Soldaten anschlossen, wie es bereits Heinrich Wandts *Etappe Gent* von 1919 zu finden war. Ein wesentlicher Unterschied bestand jedoch darin, dass dies nun unmittelbar mit der eigenen Vita verbunden wurde und, eingerahmt in die Erzählung einer generationellen Kriegserfahrung, zu einem *Mainstream*-Thema von Bestsellern avancierte, die – von Remarque über Dwinger bis zu Ludwig Renn – klassenübergreifend und in allen politischen Spektren gelesen wurden.

Auch dies machte ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zur Masse der zwischen 1918 und ungefähr 1928 erschienenen Kriegsbelletristik aus. So umstritten *Im Westen nichts Neues* auch schnell wurde und wie deutlich er erstmals Risse im linken und liberalen Lager erkennbar werden ließ,⁵⁹ Was den *Publikumserfolg* betrifft, durchbrachen viele in diesem zeitlichen Umfeld erschienene Kriegsromane für einen Moment jene politische »Segmentierung«⁶⁰ oder »Versäulung«⁶¹ der deutschen Nachkriegsgesellschaft, die sich in der Adressierung und ebenso der Rezeptionsweite von Kriegsliteratur bis dahin sehr deutlich gespiegelt hatte,⁶² was auch erklärt, weshalb die meisten der bis dahin veröffentlichten Werke schnell in Vergessenheit gerieten. Dieser Zusammenhang bestätigt sich eindrücklich, schickt man die Frequentierung und die politische Intention, die dem Antizipieren von Zusammenhängen zwischen Krieg und Sexualität in der Literatur zugrunde lag, als Sonde durch das erste Nachkriegsjahrzehnt.

7.2.2 Grelle Streiflichter: Linkspazifistische Schriftsteller und das Institut für Sexualwissenschaft zur Mitte der zwanziger Jahre

Wenn es der linkspazifistischen Kunst und Literatur bis zur »Remarque-Debatte« allenfalls in der Summe gelungen war, eine oft als provozierend wahrgenommene Inklusion sexueller Aspekte erinnerungspolitisch herzustellen, hing dies damit zusammen. Tatsächlich war es bis dahin fast ausschließlich Kennzeichen dieses politischen

58 Hans Kriesi, Der Weltkrieg in Belletristik und Fachliteratur, in: Walter Muschg/Rudolf Hunziker (Hg.), Dichtung und Forschung. Festschrift für Emil Ermatinger. Zum 21. Mai 1933, Frauenfeld/Leipzig 1933, 268–290, hier 273.

59 Das war ein Jahr zuvor bei Arnold Zweigs »Der Streit um den Sergeanten Grischa« noch anders gewesen. Vgl. Hans-Harald Müller, Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegsroman in der Weimarer Republik, Stuttgart 1986, 78–93, hier bes. 78.

60 Peukert, Weimarer Republik, 218.

61 Raphael, Imperiale Gewalt, 104–114.

62 Vgl. zur strukturellen Entwicklung auf dem Feld der Kriegserinnerung im Anschluss an die Arbeiten v.a. von Thomas Kühne und Benjamin Ziemann Arndt Weinrich, Der Weltkrieg als Erzieher. Jugend zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus, Essen 2013, 27 u. 108f.

Spektrums gewesen, die Erinnerungsarbeit überhaupt in einer plakativen Weise mit Bildern aus diesem Kontext anzureichern. Insbesondere die »Etappenerotik« wilhelminischer Offiziere und der Zynismus der »Kriegsbordelle« bildeten in der urban-proletarischen Kulturarbeit schon frühzeitig zentrale Themenkomplexe.⁶³ Dies fand zunächst in den Bahnen von Kriegsinterpretationen statt, wie sie im sozialistischen Pazifismus der frühen Nachkriegszeit weithin geläufig waren, das heißt: Ziel war im Wesentlichen die erinnernde Entlarvung des preußischen Militarismus, was die Aufdeckung entsprechender Kontinuitäten in der Nachkriegszeit einschloss. Ab Mitte der zwanziger Jahre allerdings traten Bühnenstücke, semidokumentarische und literarische Texte hinzu, die das Feld breiter aufspannten und sexualpathologisch inspirierte Deutungen in die Kriegserinnerung einbrachten. Häufig an Freuds Triebtheorie angelehnt – das bekannteste Beispiel stellte sicherlich *Es lebe der Krieg!* von Bruno Vogel (1925) dar –, fand dies unter dem Eindruck rechtsradikaler paramilitärischer Nachkriegsgewalt eine Fortführung. Hier ging es sehr explizit um die, wie es in Peter Martin Lampels *Verratene Jungen* von 1929 heißt, »Männer, die der Gewaltrausch des Krieges aus allem Gleichgewicht gebracht hat«,⁶⁴ und denen gleichermaßen anklagend wie psychologisch ausdeutend begegnet wurde.

Die Stationen linkssozialistischer Antikriegsliteratur seien hier in einigen Umrissen wiedergegeben, um daran zu verdeutlichen, dass es keinen Anlass gibt, die Kriegserinnerungsarbeit des Instituts für Sexualwissenschaft im Kontext der zwanziger Jahre über Gebühr zu exotisieren. Wie sehr die publizistischen Tätigkeiten Hirschfelds und seiner Mitarbeiter in diese Traditionslinien eingebettet waren, lässt sich auch recht eindrücklich anhand der vielfältigen Austauschbeziehungen des Instituts auf diesem Gebiet zeigen: In Ernst Friedrichs berühmtem Berliner Anti-Kriegs-Museum etwa hatte Hirschfelds junger medizinischer Mitarbeiter Karl Besser schon 1926 über »Körperliche und seelische Sexualeiden« gesprochen,⁶⁵ bevor das Institut seinerseits im hauseigenen Museum das Publikum mit einer speziellen Ausstellung zum Thema (»Krieg und Sexualität«, ab etwa 1928/29) konfrontierte.⁶⁶ Wie ein einschlägiger Aufsatz von Egon Erwin Kisch aus dem Jahr 1929 belegt, stand die Sammlung für publizistische Unternehmen Dritter zur Verfügung,⁶⁷ und bemerkenswert viele Exponenten der Weimarer

63 Daran beteiligten sich auch bekanntere politische Autoren. Die Aufführung des Stücks »Bordelle des Krieges« von Ernst Toller 1923 an der Berliner »Volksbühne« mit einem thematischen Einführungsvortrag von Armin T. Wegner 1923. Siehe dazu Presseauschnitte in: AAdK Ernst Toller-Sammlung Lfd. Nr. 288 u. 312.

64 *Peter Martin Lampel*, *Verratene Jungen*. Roman. [Reprint; hg. u. mit einer Einleitung vers. v. Hellmut Lessing, Manfred Liebel und Bruno Schöning], Bensheim 1979 [EA 1929], 86.

65 »Körperliche und seelische Sexualeiden«, in: *Vossische Zeitung*, Nr. 499, 21.10.1926.

66 *Karl Giese* erwähnt sie in seinen bis 1929 vorgelegten Veröffentlichungen nicht. Siehe *ders.*, Vom Institut für Sexualwissenschaft als Forschungs-, Lehr- und Zufluchtsstätte, in: *Junge Menschen* 8/6, 1927, 132–133; *ders.*, Eros im Museum. Ein Gang durch das Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, in: *Die Aufklärung* 1, 1929, 139–142. Explizit genannt wird sie erstmals in: »Krieg und Sexualität«, in: *Reichsbund*, 25.11.1929; siehe aber bereits 1928 mit einem Anhaltspunkt *Helmut*, Forschungsstätte. Hirschfelds Vortrag »Krieg und Sexualität« (ca. 1929/30), der bei Führungen durch die Sammlungen gehalten wurde, ist nicht überliefert. Siehe *Magnus Hirschfeld*, Vorträge und Kurse, o.J., 6. Datierung nach *Sigusch/Katzenbach*, Nachträge, 260.

67 *Egon Erwin Kisch*, Die »Liebe« im Krieg, in: *A.I.Z.* 8/34, 1929, 9.

Avantgardekunst waren bereit, ihre Werke für institutsnahe Publikationen freizugeben – darunter George Grosz, Christian Schad und Rudolf Schlichter, zu denen Hirschfeld teilweise auch ein persönliches Vertrauensverhältnis hatte.⁶⁸

Einen detaillierteren Einblick in solche Verbindungen und Kooperationen lässt die schwierige Quellsituation nur in seltenen Fällen zu. So ist beispielsweise auch wenig über die genauen Hintergründe bekannt, vor denen drei der profiliertesten radikalpazifistischen Kriegsschriftsteller dieser Zeit, nämlich Lampel, Renn und Vogel, unabhängig voneinander für jeweils längere Zeit im Institut für Sexualwissenschaft gewohnt hatten – zum Teil, wie es hieß, zu Studienzwecken.⁶⁹ Allein durch glückliche Zufälle ist überliefert, dass überdies Remarque 1930 nach der Lektüre des ersten Teils der *Sittengeschichte des Weltkrieges* Kontakt zu Hirschfeld aufgenommen hatte,⁷⁰ und Theodor Plievier zwei Jahre zuvor im Institut zu Gast gewesen war, um sich bei Recherchen für einen Roman, der »die Liebes- und Eheprobleme aufzeigen [sollte], wie sie nach dem Ersten Weltkrieg zu Tage traten«, beraten zu lassen.⁷¹ Im Fall von Lampel war es offenkundig sehr viel mehr als nur das Einholen von Informationen für publizistische Zwecke, was den damals zur politischen Linken konvertierten Schriftsteller an Hirschfeld band. Als er 1929 während eines Aufenthalts im Institut wegen des Verdachts, in seiner Zeit als Angehöriger der rechtsradikalen »Schwarzen Reichswehr« an einem »Fememord« beteiligt gewesen zu sein, von der Polizei abgeführt wurde, war Presseberichten zu entnehmen, Lampel habe sich bei Berlin-Besuchen stets in Hirschfelds Forschungsstätte aufgehalten, da der Sexualforscher ihm als »ärztlicher Berater und Freund« eine Stütze in der Aufarbeitung seiner gewaltvollen Vita gewesen sei – der ehemalige Freikorpskorporal habe bei Hirschfeld »Hemmung und Heilung« gesucht.⁷²

Differenzen in der Kriegserinnerungsarbeit

So lückenhaft sich solche Kontakte auch nur rekonstruieren lassen, so deutlich verweisen sie in ihrer Summe darauf, dass die Stellung des Instituts für Sexualwissenschaft in der Weimarer Kulturlandschaft auch im Zusammenhang mit der Kriegserinnerungsarbeit keine marginale war. Bei aller grundsätzlich zutreffenden Einordnung der eigenen Tätigkeiten des Instituts für Sexualwissenschaft auf diesem Feld in allgemeine Poli-

68 Zu Schlichter, der Hirschfelds Sammlungen eine Mappe mit sadistischen Zeichnungen überließ, siehe: Ergänzungswerk zur *Sittengeschichte des Lasters*, Tab. XVIII u. ö.

69 Renn residierte zwei Mal hier, um, wie Hirschfelds Haushälterin vermutete, in diesem »Versteck sein Buch [zu] schreiben«. *Adelheid Schulz* zit. in: *Alexandra Ripa*, Hirschfeld privat. Seine Haushälterin erinnert sich, in: Kotowski/Schoeps (Hg.), Magnus Hirschfeld, 65–70, hier 67. Zu Lampel siehe weiter unten. Zu Vogels mit Blick auf seine Tätigkeiten lückenhaft rekonstruierbarem Institutsaufenthalt von 1928 bis 1929, der mit einem WhK-Engagement einherging, vgl. *Wolfert*, Nirgendwo daheim, 55ff.

70 Brief Erich Maria Remarque an Magnus Hirschfeld vom 7.10.1930. Faks. in: Schusdek Verlag: Bücher 1931, 49.

71 Vgl. *Harry Wilde*, Theodor Plievier. Nullpunkt der Freiheit, München u.a. 1965, 202ff. (Zitat 202).

72 K. B.: Peter Martin Lampel, in: *Arbeiter-Zeitung*, 19.11.1929 (Zitat 1); »Linksradikaler Dichter, rechtsradikaler Fememörder«, in: *Arbeiter-Zeitung*, 9.11.1929 (Zitat 2).

sierungsmuster des deutschen Linkspazifismus nach 1918 lohnt gleichwohl ein genauer Blick auf dabei aufscheinende Differenzen.

So sticht, erstens, ins Auge, dass Hirschfeld neben den »Verheerungen« der Kriegsjahre immer auch die Frage nach möglichen Zusammenhängen zwischen den Kriegseinwirkungen und Tendenzen einer Liberalisierung in Sexualkultur nach 1918 ansprach. Dies, also die Annahme eines komplexen Zusammengehens von destruktiven und permissiven Einwirkungen auf die sexuelle Sphäre, bildete eine augenfällige Leerstelle in der SPD- und KPD-nahen Publizistik.

Zweitens unterstreichen den linkspazifistischen Kultbuchcharakter eines Werkes wie *Etappe Gent* zwar fortlaufend hohe Verkaufszahlen ebenso wie eine noch um 1930 populäre Distributionsstrategie in Form von Teilabdrucken in linken Tageszeitungen und Zeitschriften.⁷³ Auch wurde dieses Buch noch zu dieser Zeit als Beleg dafür propagiert, »daß der berühmte Dolchstoß gegen die Front tatsächlich »von hinten« – nämlich aus der Offiziersetappe kam«. ⁷⁴ Aber wie *ernst* solche Einordnungen tatsächlich gemeint waren oder genommen wurden, ist gar nicht so klar: Georg Frenzels Stück *Etappe*, von Wandts Darstellung sichtlich inspiriert und auf linken Theaterbühnen viel gespielt, transportierte ebenfalls die Botschaft, dass das Etappenleben der Offiziere »nicht weniger blutig, nicht weniger gemein und nicht weniger abscheulich« gewesen sei als der Krieg selbst – und wurde »mit beträchtlichem und andauerndem Heiterkeitserfolg aufgeführt«. ⁷⁵ Und auch bei Wandts eigenen Büchern lässt sich keineswegs ausschließen, dass sie nicht auch oder irgendwann nicht vielleicht sogar vor allem der gefälligen Unterhaltung eines proletarischen Nachkriegspublikums dienen, ⁷⁶ und dies schlicht bereits aufgrund der Provokationen, die die Werke Wandts noch über Jahre in Reichwehrkreisen auszulösen vermochten. ⁷⁷

Drittens bleibt schwer zu ermessen, als wie *zentral* solche Kriegsnarrative in der SPD- und KPD-nahen Presse angesehen wurden. So fällt bereits auf, dass die meisten Schriftsteller, die dieses Feld bestellten, keine orthodoxen *Partyliner* waren. Auch kamen ihre Werke nicht in den großen parteinahen Verlagshäusern unter, sondern wurden von radikalpazifistischen Klein- und Kleinstverlagen ins Programm genommen: Der Verlag Die Wölfe in Leipzig, ein Unternehmen des späteren Begründers der »Vereini-

73 Siehe Ziemann, *Gewalt*, 218; *Die Rote Fahne* (Wien), Nr. 232–259, 1928.

74 Karl Grünberg, *Der Gefangene von Potsdam*, in: *Die Rote Fahne* (Wien), 14.1.1928.

75 »Bei den Etappenschweinen«, in: *Leipziger Volkszeitung*, 11.1.1930.

76 In der nicht sonderlich partei- und milieugebundenen Radszuweit-Presse wurde es um 1930 längst unter der Rubrik »Pikante Sittenromane [...]« beworben (*Die Freundin* 5/1, 1929). Bereits 1926 hatte eine Rede Wandts auf der Protestversammlung der »Vereinigung linksgerichteter Verleger« auf eine offenkundig nicht intendierte Weise für allgemeine »Heiterkeit« gesorgt. Siehe das Protokoll in: *Vereinigung linksgerichteter Verleger* (Hg.), *Schmutz- und Schundgesetz*, 35.

77 Die Vermarktung der AGYS-Verlag erschienenen Neuauflage hatte mit ihrem sofort beschlagnahmten Schutzumschlag John Heartfields auf eine solche Provokation gezielt. Das prompte Verbot des Umschlags parierte der Verlag umgehend mit einer die Substanz der Abbildung nicht tangierenden Text-Übermalung »Hier hat die Zensur eingegriffen« an der inkriminierten Stelle. Vgl. *Schütrumpf*, *Versuch*, 355 u. 364.

gung linksgerichteter Verleger« Artur Wolf, und Walter Hammers Fackelreiter Verlag in Hamburg stachen dabei heraus.⁷⁸

In diesem Umfeld erschien auch der zeitgenössisch bekannteste Versuch, in kondensierter Form das linkspazifistische Narrativ von einer sexuellen »Verheerung« des Krieges in Literatur zu überführen: Hans Otto Henels Novellenband *Eros im Stacheldraht*.⁷⁹ Henel, Jahrgang 1888, Redakteur im Feuilleton der sozialdemokratischen »Leipziger Volkszeitung«, schien für das Thema geradezu prädestiniert: Als Schriftsteller ist er heute nahezu vergessen,⁸⁰ schrieb in der Weimarer Republik jedoch mehrere Romane und Erzählungen, die ihm vonseiten der linken Buchkritik den Ruf eines »deutschen Upton Sinclair« einbrachten.⁸¹ Henel galt als ein Spezialist im Zeichnen mit grellen Farben, als ein Könner effektvoller Montagen von »Bilderreihe[n] aus der kapitalistischen Welt mit ihrer Gemeinheit, Moralheuchelei, Menschenschändung. [...]. Um tief zu wirken, trägt er dick auf«. ⁸² Dieses Verfahren zeichnete auch *Eros im Stacheldraht* aus.

Der erstmals 1926 erschienene schmale Band stellte nach Angaben seines Autors eine Collage aus »wirklichen und wahrhaftigen siebzehn Liebes- und Lebensläufen« dar, ausgewählt aus einer »Materialsammlung, die an hundert solcher Liebesschicksale aus dem Weltkriege umfaßt« haben soll, voller »phantastisch groteske[r] Bilder vom Eros in den Kasernen, Kriegsschiffen, Gefangenenlagern«. ⁸³ Unübersehbare Schwierigkeiten bereitete dem Autor dabei die *Adressierung*. Sie wechselte von der ersten zur zweiten Auflage, meinte aber beide Male nicht die ehemaligen Frontsoldaten. Die in literarisch verfremdeter Form wiedergegebenen Einzelschicksale stellten einmal, so das Vorwort der Erstausgabe, eine bewusst dezent getroffene Auswahl dar, da sie sich an »die Frauen« richte. Denn Frauen hätte

»zwar das entsetzliche Leid des letzten Krieges [...] hellhöriger gemacht für den verlogenen Klingklang der kriegerischen Phrase, aber an einem halten fast alle Frauen merkwürdiger Weise bedingungslos noch fest. [...]. Sie glauben nämlich, daß, wenn auch alles Sittliche und Schöne aus dem Männerkampfe verschwunden sei, wenigstens die Geschlechtsliebe über alle Gemeinheit des Krieges triumphiere, ja, daß die

78 Wolfgang U. Schütte, *Die Wölfe. Auf den Spuren eines Leipziger Verlages der »goldenen« zwanziger Jahre*, Leipzig 2000; Jürgen Kolk, *Mit dem Symbol des Fackelreiters. Walter Hammer (1888–1966). Verleger der Jugendbewegung. Pionier der Widerstandsforschung*, Berlin 2013.

79 Die erste Auflage erschien in Wolfs damaligen »Freidenker Verlag«, die zweite (1931) wurde von Hammer verlegt.

80 Es gibt bis heute keine Arbeit, die Leben und Werk erforscht hätte. Das Todesdatum ist unbekannt. »Kürschners Deutscher Literatur-Kalender« führt ihn zuletzt 1952 auf. Vgl. dort (WBIS) auch die Information zu seinen Lebensstationen. »Eros im Stacheldraht« wurde 1933 in Deutschland verboten; sein Verfasser nach einem österreichischen Bericht in einem KZ interniert. Vgl. »Die Kellnerin Molly«, in: *Die Unzufriedene* Nr. 21, 1933, 7. In späteren Jahren konnte Henel wieder publizieren. 1940 wurde er mit einem NS-«Anerkennungspreis« ausgezeichnet. Siehe »Preisverleihung in Magdeburg und Leipzig«, in: *Neues Wiener Tagblatt*, 1.1.1941.

81 Prospekt des Fackelreiter-Verlages mit Stimmen zu Henel, *Die Kellnerin Molly*.

82 So Friedrich Ferd (u. d. K. F. R.), Rezension zu Henel, *Die Kellnerin Molly*, in: *Salzburger Wacht*, 24.11.1932.

83 *Hans Otto Henel, Eros im Stacheldraht. Siebzehn Liebes- und Lebensläufe*, 11.–20. Tsd., Hamburg-Bergedorf 1931, 5.

Reinheit und Treue der Liebe gerade durch den Krieg eine unerhörte Steigerung erfahren.«⁸⁴

1931 dagegen wandte sich das Buch an die traditionell erzogene »Jugend, die den ›Eros im Stacheldraht‹ nur aus Zinnsoldatenausstellungen kennt«, und der deshalb verborgen geblieben sei, »daß hinter diesem Eros ein unheimliches Gefolge lauert: Syphilis und Gonorrhoe, Schändung und Ehebruch, Notzucht und Widernatur.«⁸⁵

Dies zu belegen, gelang Henel in beiden Auflagen mit einer Eindringlichkeit, die selbst im konservativ-liberalen Flügel der Sexualwissenschaft lobend hervorgehoben wurde. »Neues bringt die pazifistische Tendenzschrift dem, der in Frieden und Krieg, zumal als Arzt, die sexuellen Verhältnisse in der Heimat und der Front beobachten konnte, nicht«, urteilte Hans Rubin 1926 in der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft«, »aber die packende, dramatische, oft atem-raubende Darstellung verrät ein meisterhaftes Geschick.«⁸⁶ – »Ehebruch beider Teile, Notzucht, Kinderschändung, Syphilis, Mord, Alkoholismus als Kuppler«, schrieb ganz ähnlich die sozialistische »Bücherwarte« über das offerierte Stakkato, »alles wirbelt in diesem Buch, das in keiner Weise mit ›pikanter Literatur‹ zusammengebracht werden kann, durcheinander. Ein toller Hexensabbat, so recht ein Bild der Vertierung, gemischt mit den ›zivilisierten‹ Gebilden blinder militärischer Manneszucht, sinnloser Strafjustiz und gröblichster Etappenkorruption. Solche Bücher sind verdienstlich, weil sie durch Aufdeckung der wahren Untergründe dazu beitragen, der verhängnisvollen Verbreitung neuer Kriegsgelüste kräftig entgegenzuarbeiten.«⁸⁷

Innerhalb von fünf Jahren erzielte dieses Werk, das der »Stahlbadromantik« Schreckensbilder von der »höllischen Liebe in Feldgrau« entgegensetzte,⁸⁸ mit rund zehntausend verkauften Exemplaren auch keinen ganz unbeachtlichen Publikumserfolg. Mit Wandts oder Appens »Etappen«-Darstellungen allerdings war der Absatz nicht annähernd vergleichbar, und der Skandal blieb aus. Eine Konfrontation mit der Zensur verhinderten offenkundig bereits die fiktiven Verfremdungen.⁸⁹ Außerhalb der Sexualforschung und sozialistischer Feuilletons war *Eros im Stacheldraht* zudem kaum besprochen worden. Und selbst dort hatte es keine Beachtung gefunden, die man als exzeptionell oder als frei von gewissen Vorbehalten bezeichnen könnte.⁹⁰ Im Gegenteil: Im Unterschied zur konservativen »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« wurde vonseiten des linken Flügels sogar explizite Kritik geübt. Heinrich Dehmel, Begründer eines Beratungs-

84 Hans Otto Henel, *Eros im Stacheldraht*. Siebzehn Liebes- und Lebensläufe, Leipzig-Lindenau 1926, 3.

85 Henel, *Eros im Stacheldraht* (1931), 6.

86 Hans Rubin, Rezension von Henel, *Eros im Stacheldraht*, in: ZfS 13, 1926/27, 319. Siehe für den linken Flügel der Sexualreformbewegung ähnlich Arthur Seehof in: DnG 23, 1927, 62–63.

87 Prospekt des Fackelreiter-Verlags zu Henel, *Eros im Stacheldraht* (Ausschnitt).

88 So die »Berliner Morgenpost«, zit.n. ebd.

89 Wenig dramatisch war auch die Konfrontation mit der Zensur verlaufen, was von seinem Autor später als Beleg dafür angeführt wurde, dass »selbst ein Münchener Staatsanwalt beim besten Willen nichts Sittenwidriges in diesem Buche finden konnte«. Vgl. Henel, *Eros*, 7.

90 Im »Vorwärts« etwa wurde es zur Rezension eingeschickt (Nr. 418, 5.9.1926), aber nicht besprochen. Ein möglicher Grund für die Zurückhaltung kann die Befürchtung gewesen sein, dieses Werk nur »der erwachsenen Jugend« empfehlen zu können (Arthur Seehof).

«Seminars für Liebesprobleme» in Berlin,⁹¹ machte an diesem Buch fest, wie kontraproduktiv es sei, wenn die Darstellung durch Überzeichnung dem politischen Gegner ohne Not in die Hände spiele.⁹²

Sexuelle Verheerung im Skandal: »Hinkemann« und »Es lebe der Krieg!«

Präsentiert sich mithin der Echoraum desjenigen Werks, das in seiner kriegserinnerungskulturellen Intention als das bekannteste literarische Pendant zu Alfons Schoenes sexualwissenschaftlicher Darstellung *Krieg und Sexualität* gelten muss, als durchaus begrenzt, verweisen solche Werke, die die sexuelle Dimension der Kriegserinnerung ebenfalls zentral berührten, aber im Unterschied zu Henels *Eros im Stacheldraht* mit spektakulären Skandalen verbunden waren, kaum weniger deutlich auf den hohen Grad an Ambivalenz in Adressierung und politischer Funktionalisierung. Aspekte der Sexualgeschichte des Weltkriegs bildeten oftmals mehr das erinnerungskulturelle Medium einer Skandalisierung des Krieges, als dass sie emphatischer Gegenstand von Debatten gewesen wären. Das soll hier abschließend für die Zeitspanne, die zwischen der republikanisch dominierten Erinnerung um 1920 und dem »Remarque-Streit« von 1928/29 lag, anhand zweier zeitgenössisch prominenter Beispiele veranschaulicht werden, nämlich am Fall von Tollers Bühnenstück *Hinkemann*, gegen das die politische Rechte mit äußerster Aggressivität vorging, und anhand der Beschlagnahmung von Vogels Prosaband *Es lebe der Krieg!* im Jahr 1925, die in einen hochumstrittenen Strafprozess mündete.

Die Kontroversen um beide Werke fanden in einem Zeitraum statt, in dem die »Nie wieder Krieg«-Bewegung bereits merklich in die Defensive geraten war.⁹³ Als eine der wesentlichen Ursachen gilt die Ende 1922 erfolgte Wiederfusion der Mehrheitssozialdemokratie mit der USPD, die bis dahin ein wichtiges Bindeglied der radikalpazifistischen Kräfte dargestellt hatte. Weit einschneidender trat ab Ende 1923 der im Verfolg der Besetzung des Rheinlandes durch französische Truppen dramatisch nach rechts kippende Stimmungsumschwung in Deutschland hinzu. Die Zahl von Gerichtsverfahren gegen militarismuskritische Autoren stieg in der Folge massiv an, und die pazifistische Linke reagierte darauf ihrerseits mit immer schonungsloseren Kriegsdarstellungsformen. Für diese Tendenz stehen Tollers *Hinkemann* und Vogels *Es lebe der Krieg!* – der Titel spielte ironisch auf Ernst Friedrichs damals gerade erst erschienenen Fotoband *Krieg dem Kriege* an⁹⁴ – durchaus exemplarisch: Sie fassten den Weltkrieg als einen destruktiven Erinnerungsort von sexuell bizarrer Emblematik ein: Toller mit der Figur des kriegs-kas-trierten Arbeiters Hinkemann, dessen Ehe in den ersten Friedensjahren in die Brüche geht und der als halbwahnsinniger, Ratten bei lebendigem Leib verzehrender Eunuch

91 Siehe GK III, 155.

92 Heinrich Dehmel, Rezension von Henel, *Eros im Stacheldraht*, in: *Die neue Erziehung* 10, 1928, 225. Dieses Werk übertreibe, hieß es denn auch erwartbar in der soweit recherchierbar einzigen Stellungnahme von sittlichkeitsbewegter Seite, in: *Zeitschrift des deutsch-evangelischen Vereins zur Förderung der Sittlichkeit und der Rettungsarbeit* 41/Nr. 7/8, 1927, 8.

93 Zum Folgenden Ziemann, *Veteranen*, 48 u. 69.

94 So Martin Baumeister, *Ästhetik der Abschreckung. Der Versuch einer pazifistischen Kriegsdarstellung*. Bruno Vogel: »Es lebe der Krieg! Ein Brief« (1925), in: Schneider/Wagener (Hg.), *Richthofen*, 165–179, hier 178.

auf dem Jahrmarkt endet; Vogel mit einer in drastischer Sprache gehaltenen Montage, die Militarismus und Krieg in sexualpathologische Lichter wirft.

Es lebe der Krieg!, 1924 von Artur Wolf verlegt und für Tucholsky das neben Arnold Zweigs *Sergeanten Grisha* überhaupt »beste deutsche Kriegsbuch«, ⁹⁵ offerierte eine dichte Vermischung verschiedener literarischer Genres und arbeitete konsequent mit einer »Ästhetik der Abschreckung«. ⁹⁶ Das Werk führt auf die Schlachtfelder eines industriell geführten Krieges, der Soldaten »zu Menschenmarmelade verarbeite[t]«; in die abstoßenden Kriegsbordelle, die die Soldaten eigentlich »lieber wixsn« lassen; in die rasende Tötungslust im Kampfgeschehen, die als Vergewaltigung des »gesunden« Sexualtriebs einer Generation junger Männer durch den Krieg gedeutet wird und eine »[u]nfassbar gewaltige Orgie des Sadismus« hervorbringt; auf den Feldverbandsplatz, der mit grauenerregenden Verstümmelungen konfrontiert – so auch mit dem Schicksal eines jungen Soldaten, der »noch nie Mädels gehabt« hat und dem im Kampf »[m]it verblüffender Genauigkeit [...] die Zeugungsorgane vom Körper getrennt« worden sind. ⁹⁷

Erzählt wird dies über weite Strecken aus der Perspektive des »Gefreiten Vogel«. Bemerkenswert ist die Erzählerposition bereits insofern, als der Protagonist als offen homosexueller Mann auftritt. Als bekennender Anarchist ist er wie auch die ebenfalls zu Wort kommenden Toten dieses Krieges für nationalistische Phraseologie nicht empfänglich: »Vaterland? – Scheiße!«. Von seinem Bataillonskommandeur als »dreimal verfluchtes schwules Anarchistengefick« geschmäht, berichtet der Erzähler von den grotesken Äußerungen der »Sexualnot« seiner heterosexuellen Kameraden und gewinnt einen ebenso klaren Blick auf jene »[b]edauernswerten Sadisten«, die »den Krieg als läuterndes Stahlbad [empfehlen], denn er bietet ihnen tausend köstliche Möglichkeiten zur gefahrlosen Befriedigung ihrer Triebe«. Die wohl berühmteste Szene des nur 70 Seiten umfassenden Bands zeigt einen Oberst, der im sicheren Abstand zum Geschehen die Kämpfe an der Front durch ein Scherenfernrohr beobachtet und dazu masturbiert, »[b]is ein Keuchen gräßlicher Wollust« ihn erschöpft zusammenbrechen lässt. ⁹⁸

Das Werk erregte bereits aufgrund seiner Sprache und der Illustrationen Rüdiger Berlits für Aufsehen in den Feuilletons, erreichte am Ende aber nur wenige Leser. Kurz nach seinem Erscheinen wurde es als »unzüchtig« beschlagnahmt. Für den anschließenden Strafprozess 1925 und das Revisionsverfahren in Leipzig 1925/26 ⁹⁹ gelang es Vogels Verteidiger Kurt Rosenfeld, ein beeindruckendes Ensemble prominenter Schriftsteller, Publizisten und Wissenschaftler für Stellungnahmen zu mobilisieren, unter ihnen Thomas Mann, Fritz von Unruh, Magnus Hirschfeld, Helene Stöcker und Kurt Hiller. Ihre Zeugnisse führten im Wesentlichen eine Argumentation an, wie sie Hiller auch öffentlich in der »Weltbühne« anbrachte. Vogel, so führte er hier aus, habe keineswegs

95 Zit. nach Wolfert, Nierendwo daheim, 14.

96 Baumeister, Ästhetik.

97 Bruno Vogel, *Es lebe der Krieg!* Ein Brief, Leipzig 1925, Zitate (in dieser Reihenfolge) 42, 35, 18 u. 19.

98 Zitate ebd., 46, 31, 8 u. 43.

99 Eingehend zu den sich bis 1929 hinziehenden Verfahren Schütte, Die Wölfe, 16–25; Wolfert, Nierendwo daheim, 36–44.

ein »unzüchtiges« Werk vorgelegt und sei als Autor als das genaue Gegenteil eines »Pornograph[en]« anzusehen, denn er habe

»aus Haß gegen den Krieg die schaurige Geschlechtsseite des Krieges ohne Rücksicht veristisch dar[ge]stellt, um den Krieg zu kompromittieren. Das Motiv solches Tendenzdichters ist nicht Gewinnung sexueller Lust für sich oder Andre, sondern, im Gegenteil, Unlustgewinnung! Er will das Ekelhafte gestalten, damit es abstößt. Nicht Vogels Schrift ist unzüchtig, sondern der Krieg ist es – so wie Vogel ihn sieht, und er sieht ihn richtig. Da er nicht für, sondern gegen den Krieg schreibt, ist seine Schrift also keine ›unzüchtige‹, sondern gradezu eine antiunzüchtige.«¹⁰⁰

Ähnlich äußerte sich Hirschfeld in einem Gutachten, das sich u.a. mit einer beanstandeten Zeichnung Berlits auseinandersetzte. Sie zeigte Mannschaftssoldaten schlange-stehend in einem Etappenbordell. Dies, führte Hirschfeld unter Berufung auf Zeitzeugenberichte und Dokumente aus dem Institut für Sexualwissenschaft aus, sei keine verzerrte Wiedergabe der tatsächlichen Verhältnisse, und gerade weil

»der Darstellung der ungeschminkten Wirklichkeit auf diesem Gebiet eine abschreckende und damit sozial fördernde Tendenz inne wohnt, halten wir uns vom ärztlichen Standpunkt aus zu der Feststellung berechtigt, daß eine solche Darstellung in objektiver Hinsicht an sich niemals eine Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls enthält, daß sie vielmehr den Willen zur Überwindung des abschreckenden Objektes bestätigt und damit das Gegenteil einer Verletzung von Scham und Sittlichkeit bedeutet.«¹⁰¹

Die Leipziger Richter zeigten sich davon jedoch in beiden Instanzen keineswegs beeindruckt. In den Ausführungen des Gerichts auf der einen Seite, der Gutachten auf der anderen spiegelten sich die diametralen völkisch-konservativen und linkssozialistischen Narrative über den sexuellen Charakter des Weltkriegs unmittelbar wider: Um daran festzumachen, dass dem Krieg mitnichten eine wie in Vogels Werk eingefangene sexuelle Verheerung zuzusprechen sei, verwies das Gericht auf die angeblich geringere Zahl von venerischen Krankheiten im Weltkrieg als in den Großstädten zu Friedenszeiten, und es bezeichnete in unverkennbarer Parallelisierung von Zuschreibungen, wer für den »sittlichen Niedergang« in der Nachkriegszeit mitverantwortlich zu machen sei, gerade die Gutachten der Schriftsteller als irrelevant, »denn das normale geschlechtliche Empfinden finden wir bei Intellektuellen nicht«.¹⁰²

Die Originalausgabe, von der bis zur Beschlagnahmung etwa 7000 Exemplare verkauft worden waren, musste durch eine stark zensierte Version ersetzt werden. Diese Fassung, die der durch die Prozesskosten ruinierte Kleinverleger Wolf offenbar nur noch aus kommerziellen Motiven 1926 herausbrachte, verkaufte sich bis Ende der zwanziger Jahre 28.000 mal. Das erscheint angesichts des nah am Groschenheft liegenden Verkaufspreises von 1,50 RM, zumal bemessen am medialen Echo auf die Prozesse, nicht allzu viel. Vor dem Hintergrund der umfassenden Tektur – sie betraf sämtliche

100 Kurt Hiller, Aus meinem Kalikobuch, in: Die Weltbühne 22/2, 1926, 841.

101 Zit. nach Wolfert, Nirgendwo daheim, 38; vgl. GK III, 307f.

102 Zit. nach Wolfert, Nirgendwo daheim, 38.

irgendwie sexuellen Begriffe, selbst solche wie »Tripper« oder »Ehebruch«¹⁰³ – weisen die Verkaufszahlen darauf hin, dass es sich zwar um einen von der Zensur verhinderten Bestseller handelte. Vergessen war das Werk gleichwohl schon nach kurzer Zeit. Im Buchhandel war die »kastrierte« (Vogel) Version Ende der zwanziger Jahre nicht mehr erhältlich.¹⁰⁴

Auf eine andere Weise ambivalent nehmen sich die Spuren aus, die Tollers Bühnenwerk in der Kriegserinnerung der zwanziger Jahre hinterließ. Ähnlich wie im Fall von *Es lebe der Krieg!* stellte das Mittel der teilweise bizarren Überzeichnung gleichermaßen eine Stärke wie eine Schwäche dieses Werks dar: Sowohl Tollers als auch Vogels Darstellungen wurden zwar als provozierende, oftmals aber mehr als satirische denn als realistische Darstellungen des Krieges rezipiert.¹⁰⁵ Mit dieser Ambivalenz blieb gerade auch der mit Tollers Stück zum Synonym des kastrierten Kriegsteilnehmers avancierende Begriff des »Hinkemann« beladen. So ist es zwar naheliegend, die Anfang 1924 massiv gegen dieses Stück einsetzenden Angriffe von Rechts mit der Tabuisierung der hier behandelten Kriegsversehrtengruppe in einen engen Zusammenhang zu bringen – wie Sabine Kienitz argumentiert, habe sich darin der Versuch einer »Stabilisierung der Gesellschaft und der Geschlechterordnung nach dem verlorenen Krieg« gespiegelt,¹⁰⁶ da keine Versehrtengruppe den »Verlust einer ehemals als »natürlich« verhandelten Männlichkeit« so deutlich symbolisierte und vergleichbar drastisch daran erinnerte, »wie bedroht der Körper in seiner geschlechtlichen Zuordnung eigentlich war«.¹⁰⁷ Allerdings geht Kienitz auch davon aus, Tollers Theaterstück sei »nach wenigen Aufführungen 1924 durch rechtsnationale Protestaktionen von den deutschen Bühnen vertrieben worden«,¹⁰⁸ was nicht zutrifft. Der *Hinkemann* wurde, im Gegenteil, in der Weimarer Republik häufiger aufgeführt als jedes andere Toller-Werk.¹⁰⁹ Und dass sich der »Skandal« sehr viel mehr »[a]n dem Stück und nicht durch das Stück«¹¹⁰ entzündet hatte, ist in der Toller-Forschung immer wieder zurecht hervorgehoben worden: Sowohl von rechter wie auch von linker Seite wurde dieses Werk in einem hohen Maße für Zwecke instrumentalisiert, die keinerlei Verbindung zur Kriegsversehrtenproblematik herstellten.

103 Vgl. ebd., 44ff.; der Verkaufspreis nach ebd., 35.

104 Vgl. Kiesel, Geschichte, 525.

105 Siehe zu Vogel ebd., 252. In der Debatte gab es neben den Stimmen aus der Sexualwissenschaft nur wenige Journalisten und Theaterkritiker, die wie Fritz Engel darauf hinwiesen, dass »die Geschichte von dem armen Kerl, der im Kriege durch eine Kugel entmannt worden ist«, gar keine abstruse Satire sei: »Es ist kein von roher Phantasie erdachter Fall, oft genug ist es vorgekommen, nur daß aus Scham nicht so laut davon gesprochen wird wie von den Blindgeschossenen. Daß der Stoff, wie jeder Stoff, der Dichtung frei steht, können nur Heuchler bestreiten und Wirrköpfe, die einen Poeten »entsetzlich« finden, wenn er Entsetzliches darstellt.« *Ders.*, »Der deutsche Hinkemann«, in: Berliner Tageblatt Nr. 181, 15.4.1924, AAKK Sammlung Toller Nr. 320.

106 Kienitz, Beschädigte Helden, 286.

107 Ebd., 285.

108 Ebd., 272, Anm. 146.

109 Vgl. zu diesem in der historischen Forschung generell wenig bekannten Befund Kirsten Reimers, Das Bewältigen des Wirklichen. Untersuchungen zum dramatischen Schaffen Ernst Tollers zwischen den Weltkriegen, Würzburg 2000, 97.

110 Carel ter Haar, Ernst Toller. Appell oder Resignation?, München 1977, 42.

Dass Letzteres bei den krawallartigen »Aktionen« durch völkische Gruppen ausblieb und die Aufführungen als ein Sinnbild für etwas ganz anderes propagandistisch verwendet wurden, nämlich als Beleg für eine mit der Kriegsniederlage unter »jüdischer« Steuerung ausgebrochene Verunsittlichung der kulturellen Verhältnisse, kann sicherlich wenig verwundern – gegen die vorgebliche Umfunktionierung des Theaters zum »Hurenhaus« wurde zu Felde gezogen, in dem »körperlich oder geistig Entmannte, Klosettünstler oder Verbrecher ihre Orgien feiern«, und die Verantwortlichen »gehinckelmannt«¹¹¹ gehörten. Für eine Beurteilung der zeitgenössischen Wahrnehmung des Themas der Kriegskastration als einem erinnerungskulturellen Tabu ist jedoch keineswegs nebensächlich, dass es sich bei der Agitation gegen den *Hinkemann* generell nicht um spontane Publikumsreaktionen handelte, sondern um weit im Vorfeld organisierte Propaganda. Überdies hatte bereits der initiale Dresdener Krawall politisch einen »innersächsischen« Hintergrund gehabt.¹¹² Bei den sich ab dem Februar 1924 auf andere Städte ausdehnenden »Sprengungen« der Veranstaltungen spielte wesentlich hinein, dass hier eine Gelegenheit zum Macht demonstrierenden – und wohl auch Frust abbauenden – Gegenschlag nach dem Scheitern des Hitler-Ludendorff-Putsches, der nur wenige Monate zurücklag, weidlich genutzt wurde.¹¹³ Die inszenierte Empörung, so hat die Forschung gezeigt, zielte dabei nicht zuletzt auf Ernst Toller selbst ab – als einstigem Protagonisten der Münchener Räterepublik – und darauf, mit öffentlichkeitswirksamen Unterbindungen der polizeigeschützten Aufführungen »der Republik und den Republikanern ihre eigene Ohnmacht zu zeigen«.¹¹⁴

Zugleich ging der von Links kommende Gegenprotest mitsamt dem Argument, der Furor gegen dieses Stück sei deshalb so entlarvend, weil es »eine rein menschliche Tragödie« behandle und »der politischen Opposition gar keine Angriffsflächen« biete,¹¹⁵ an den Intentionen Tollers auf eigentümliche Weise vorbei. Denn Toller ging es fraglos *auch* um eine Anklage wohlfeiler Ausblendungen in der Kriegserinnerungskultur des eigenen politischen Lagers, was dort jedoch nur selten aufgegriffen wurde. »Daß das Drama Tollers«, schrieb etwa der »Vorwärts«,

»leider geeignet ist, die gemeinsten Instinkte zu wecken, haben die nationalistischen Rüpelzenen [...] bewiesen. Im übrigen handelt es sich um ein literarisch herzlich schwaches Stück, dessen Aufführung aus künstlerischen Gründen besser unterblieben wäre. Wenn aber die nationalistischen Verehrer des ›Fridericus Rex‹ und des Ludwigschen ›Bismarck‹ über Tendenzmache auf der Bühne wehklagen, dann erhält die

111 Zit. in: *Frühwald/Spalek* (Hg.), *Der Fall Toller*, 146.

112 Die Randle war eine Antwort der sächsischen politischen Rechten gewesen auf die bewusst als politisches Statement gedachte Aufnahme eines Toller-Stücks in das Programm, nachdem im Herbst 1923 die Reichsexekution über die linke »Volksfront«-Regierung des Freistaats verhängt worden war. Vgl. ebd., 143; zu den einzelnen Störaktionen in anderen Städten die Übersicht ebd., 15f.

113 Vgl. ebd., 143.

114 So *Carel ter Haar*, *Ernst Toller*, 41.

115 *Weiser*, *Toller*, 184.

ganze Affäre eine so erheiternde Note, daß der Ekel über das Treiben der Dresdener Rowdies einigermaßen gemildert wird.«¹¹⁶

Wenn die Kommentierung von Links nicht – wie hier – auf das künstlerisch vermeintlich Wertlose abhob,¹¹⁷ dann auf eine als abzulehnen empfundene Darstellung des sozialistischen Milieus: Die Hoffnungslosigkeit, mit der Toller »die tragische Grenze aller Glücksmöglichkeiten sozialer Revolution«¹¹⁸ problematisieren wollte, begriff man nicht als eine Herausforderung und nahm sie auch nicht zum Anlass für eine nähere politische Beschäftigung mit der »Kriegs-kastrierten«-Problematik. Das Stück wurde als der künstlerisch-politische Abschied Tollers vom Sozialismus (miss-)verstanden.¹¹⁹ Das für die Rezeptionsreichweite von linkssozialistischer Antikriegsliteratur problematische Charakteristikum, ein »Helden«-Setting allein im eigenen politischen Milieu zuzulassen, bildete der *Hinkemann* damit auf eine sehr spezielle Weise ab.

Das eigentlich Exzeptionelle einiger sexualwissenschaftlicher Wortmeldungen tritt erst vor diesen Hintergründen hervor. In der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« wurde dieses Toller-Stück bereits im unmittelbaren Umfeld seiner Skandalisierung ernst genommen – auch dahingehend, dass es für eine neue Etappe in der Kriegserinnerung stehe. »Der grausige Zusammenhang von Krieg und menschlichem Leid«, schrieb Werner Buhre, werde im Frieden auffindbar:

»Das Leid rückt in den Mittelpunkt und erscheint als Schicksal, der Krieg als dessen Werkzeug, dessen Sinnlosigkeit nur Verstärkung der seelischen Qual bedeutet. Das Leid des Mannes, dem eine feindliche Kugel das Geschlecht, sein Mannestum raubte, ist das Leid des Krüppels schlechthin, jedoch in seiner krassesten, niederschmetterndsten Form. Denn kein Fehler drückt so, keiner macht den Menschen in seinen eigenen und der anderen Augen so minderwertig wie Unvermögen im Sexuellen.«¹²⁰

Bemerkenswert ist vor allem Magnus Hirschfelds Vortrag »Zur Sexualpsychologie des Hinkemann«, den er 1924 auf einer Veranstaltung der »Gesellschaft für Geschlechtskunde« im Berliner Thalia-theater hielt. Eingerahmt von einem Ko-Referat Max Hochdorfs und einer *Hinkemann*-Lesung durch den Rezitationskünstler Alfred Beyerle, stellte dieser Vortrag die – soweit recherchierbar – überhaupt einzige zeitgenössische Stellungnahme dar, in der die doppelte Allegorie des Stücks klar benannt wurde: So hob Hirschfeld sowohl die sexuelle Symptomatik Hinkemanns hervor – die keineswegs überzeichnet dargestellt sei – als auch eine allgemeine Symbolik, die sich auf die gesamte Nachkriegsgesellschaft übertragen lasse. Auch war Hirschfeld der einzige an der Debatte Beteiligte, der die milieugebundene Beschränkung in der Darstellung ablehnte, da auf

116 »Nationalistische Rüpel-szenen im Dresdener Staatstheater«, in: Vorwärts, Nr. 30, 18.1.1924.

117 Tatsächlich hatte bereits Tollers Themenwahl Anteil, ihm den Ruf eines dilettantischen Dramatikers einzubringen. Siehe etwa *Walter Laqueurs* diese Wahrnehmung adaptierende Bemerkung, dieses Stück über »einen impotenten Kriegsinvaliden« sei ein Beispiel dafür, dass man Toller »vor-eilig zum größten dramatischen Genius« der Nachkriegszeit erklärt hätte. *Ders.*, Weimar, 179.

118 So Toller in einem Brief an Stefan Zweig am 13.6.1923, zit.n. *Reimer*, Bewältigen des Wirklichen, 111.

119 Vgl. *ter Haar*, Ernst Toller, 40.

120 *Werner Buhre*, Rezension von Toller, *Hinkemann*, in: ZfS 11, 1924/25, 165.

diese Weise der Eindruck entstehe, nur Angehörige der Arbeiterklasse wären in diesem Krieg auf diese Weise verstümmelt worden.¹²¹ Damit drang Hirschfeld, der sich von Tollers Stück auch dahingehend anregen ließ, den Begriff des »Eunuchen« durch einen neutralen Fachterminus zu ersetzen,¹²² in der politischen Linken jedoch nicht durch.

Das zeigte sich auch noch, als im Januar 1930 der unter Hirschfelds Beratung entstandene Film *Das Recht auf Liebe* in den deutschen Kinos anlief.¹²³ *Das Recht auf Liebe*, entstanden unter der Regie von Luise und Jakob Fleck und mit der sehr populären Evelyn Holt in der Hauptrolle, verlagerte das Setting des *Hinkemann* ins bürgerliche Milieu – und variierte den Stoff eugenisch. Der Ausgang der Handlung ist weniger dramatisch angelegt. In dieser Adaption heiratet eine junge Frau einen im Krieg genitalverstümmelten Fabrikbesitzer. Der Film endet mit dem Scheitern dieser Ehe, und der Ehemann sieht dieses Scheitern ein. Im Abspann wurden die Kinobesucher mit Hirschfelds Botschaft konfrontiert, dass »[f]ür den Fortbestand und das Glück einer Ehe [...] die erotischen Vorbedingungen ebenso wichtig [sind] wie die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen«. Eine im Vorfeld von Eheschließungen, so Hirschfeld weiter, geregelte Aussprache unter den Partnern über etwaige gesundheitliche Probleme sei nicht ausreichend, vielmehr müssten professionelle Atteste herangezogen werden. Bereits für Verlobungen seien diese als »unerlässliche Vorbedingung« anzusehen. Aus diesem Grund entbinde, meinte Hirschfeld schließlich, eine (wie im Film vonseiten des kriegskastrierten Ehemanns erfolgte) Aufklärung der Partnerin »den Mann nicht seiner Schuld«. Man dürfe nicht vergessen, dass bei Frauen die Gefahr von »Selbsttäuschungen« besonders groß sei. Sie seien sich »oft genug über die Tragweite dessen, was sie auf sich nehmen, nicht im klaren«.¹²⁴

121 Hirschfelds Wortlaut ist nicht vollständig überliefert. Seinen Vortrag gaben verschiedene Zeitungen wieder. Der »Vossischen Zeitung« zufolge sprach Hirschfeld davon, dass sich diesem Stück »Krieg und Zeugung, die Ekstase des Hasses und der Liebe spiegelt«, im Protagonisten »die Tragik des Geschlechtslebens«, in der Figur der Grete »die der Geschlechtsnot.« »Eine Toller Matinee«, in: Vossische Zeitung, Nr. 228, 14.5.1924. Der »Vorwärts« gab den Vortrag inhaltlich wie folgt wieder: »Toller offenbart ein bewundernswürdiges Einfühlungsvermögen in das sexuelle Seelenleben. Man kann ihm nicht beipflichten, daß sich die Geschlechtsleere des Reichen von der Geschlechtsleere des Armen unterscheidet. Sein Hinkemann eher bedeutet [sic!] den Gegensatz von Krieg und Frieden, von Vereinigung und Veruneigung in höchster Potenz. Der Krieg wird zum Symbol des entmannten Mannes und des entmannten Weibes, des Mannes, der seiner Mannheit beraubt ist, und der Frau, die des Mannes beraubt ist. Zu Grunde gehen muß die Frau, die unbefriedigt ist in ihrem Liebesleben, der Man[n] kann leben bleiben, die Gefühllosigkeit erhält ihm das Leben. Das unbefriedigte Weib flüchtet sich im Hinkemann in die Hysterie, in die Arme des anderen und schließlich in den Tod. In der Szene mit dem Priapus findet die Geschlechtsnot der heutigen Zeit ihren stärksten Ausdruck. Nur unreine Gesinnung kann an ihr etwas aussetzen.« R. L., Eine Toller-Matinee, in: Vorwärts, Nr. 222, 15.5.1924.

122 Vgl. GK I, 399f.

123 Siehe zum Film *Gero Gandert* (Hg.), *Der Film der Weimarer Republik 1929. Ein Handbuch der zeitgenössischen Kritik*, Berlin/New York 1993, 529f. Die nachfolgenden Verfasserauflösungen bei Rezensionen nach ebd., 530.

124 »Dr. Magnus Hirschfeld zum Film: »Das Recht auf Liebe«, in: Film-Kurier, 17.1.1930.

Nicht nur die Produktion selbst, auch Stimmen zu diesem Film in unterschiedlichen politischen Lagern demonstrieren, warum die Kriegskastrierten in der Weimarer Republik so weitgehend auf gesellschaftliche Indolenz trafen. Außerhalb des bürgerlich-liberalen Feuilletons¹²⁵ wurde *Das Recht auf Liebe* geradezu einhellig verrissen. Das lag jedoch weder an den eugenischen Implikationen noch am belehrend-patriarchalischen Frauenbild, das Hirschfeld im Abspann bediente. In einer Besprechung der konservativen Tageszeitung »Germania« hieß es, anders als sein Titel suggeriere, greife der Kinostreifen nicht das »Recht auf Liebe« auf, sondern »das Recht auf Geschlechtsverkehr«, denn in Wahrheit werde hier »das Recht auf wirkliche Liebe« verleugnet. Die Protagonistin heirate ihren Film-Ehemann »bei vollem Wissen« um dessen Kriegsverwundung und »wundert sich nachher, daß ihr das Recht auf ein Kind nicht erfüllt wird. Hirschfeld konstruiert daraus die ›Notwendigkeit‹ eines Ehebruchs. Aals [sic!] ob es nicht wundervolle Beispiele opfermutiger Frauen gäbe, als ob nicht das Recht auf die mehr als sinnliche Liebe dort einsetzte«. Wäre er selbst, meinte der Redakteur, »im Verband der Kriegsversehrten [...], würde ich dagegen protestieren.«¹²⁶

Bei Rezensenten des linken Spektrums rief die Beteiligung Hirschfelds an diesem Film zwar durchaus Bestürzung hervor – jedoch aus ganz anderen Gründen. Die kommunistische »Welt am Abend« hielt mit ihrem Unverständnis nicht zurück, weshalb sich der Sexualforscher »zu dieser Banalität seinen guten Namen hergegeben hat«.¹²⁷ Hans Otto Henel wollte nicht glauben, dass Hirschfeld sein Einverständnis gegeben hätte und zeigte sich empört darüber, wie die Produzenten dieser »Verkitschung« des *Hinkemann* unrechtmäßigerweise darangegangen seien, »den uns werten Namen Magnus Hirschfeld als Aushängeschild« zu verwenden.¹²⁸ Auch für die »Vorwärts«-Journalistin Erna Büsing war bei diesem Film nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. Ach sie mochte an eine tatsächliche Mitwirkung des Sexualforschers nicht glauben und hoffte auf weitere Wortmeldungen, »die heftig gegen den Mißbrauch seines Namens für diesen Film protestieren werden«.¹²⁹ Aber wie auch bei Henel, der vor allem kritisiert hatte, dass die Hinkemann-Problematik hier »zu einer Gartenlaubengeschichte verflacht« sei, da sie »in Großkapitalistenkreisen spielt«, begründete Büsing ihre Ablehnung mit der Verlagerung »in ein ganz unmögliches Milieu«.¹³⁰

Distanzierende öffentliche Äußerungen Hirschfelds zu diesem Film sind nicht überliefert. Ob seine Filmzitate in *genauer* Kenntnis des Plots gefallen waren, mag man zwar tatsächlich bezweifeln, da dort keinerlei Bemerkungen über diese spezifische Opfergruppe des Krieges auftauchen, was nur schwer in Einklang zu bringen ist mit seinem Urteil über das Tollersche Original. Es war ja gerade die – wie Andreas Lixl dies ein-

125 Siehe an positiven Besprechungen beispielsweise: »Sexualnot«, in: Tagblatt (Linz), 26.10.1930; *G[eno] O[hlschlager]*, »Das Recht auf Liebe«, in: Tempo, 21.1.1930; *Al.*, »Das Recht auf Liebe. Kammerlichtspiele«, in: Münchener Neueste Nachrichten, 4.1.1930.

126 *Heinrich Bachmann* (u. d. K. »ba«), »Das Recht auf Liebe«, in: Germania, 19.1.1930.

127 G. H., Neue Filme, in: Die Welt am Abend, 18.1.1930. Wiedergabe des Verrisses in der »Tribüne« nach: »Liebe nach Hirschfeld und Hegewald«, in: Blätter für Menschenrecht 8/3, 1930, 12.

128 *Hans Otto Henel* (u. d. K. »hl«), Leipziger Filmschau, in: Leipziger Volkszeitung, 13.3.1930.

129 *Erna Büsing* im »Vorwärts« am 18.1.1930, zit.n. *Gandert*, Film, 529.

130 Ebd.

mal fasste – eigentümliche »Dialektik von Grausamkeit und Mitleid«¹³¹ gewesen, die ihn beeindruckt und auch zur Kritik der gesellschaftlichen Lächerlich- und Verächtlichmachung des Begriffs des »Eunuchen« veranlasst hatte. In Hirschfelds Filmzitate hingegen firmierte die Geschichte eines genitalverstümmelten Kriegsopters als »ein beliebiges« Beispiel – man hätte ebenso gut viele andere, aus ganz anderen Kontexten stammende Fälle nehmen können.¹³² Aber keineswegs widersprach dieser Film, wie viele Kommentare von linker Seite meinten, im Hinblick auf sein Setting im bürgerlichen Milieu Hirschfelds Überzeugung, dass es ein Fehler Tollers gewesen sei, die Kriegskastriertenproblematik allein für die Arbeiterklasse anklagend einzufangen. Auch die sonstigen Kernbotschaften waren mit Hirschfelds geschlechterpsychologischen Theoremen und seinen eugenischen Überzeugungen in Einklang zu bringen.

7.2.3 »Sperma und Blut«: Sexualität und soldatischer Nationalismus

Einen rezeptionshistorisch folgenreichen Umschlagspunkt einer in der Literatur als sexuell interpretierten Sedimentierung des Krieges markierten die endzwanziger Jahre. Seit 1929 zählten die »neuen Nationalisten« um Ernst Jünger und Franz Schauwecker zu den Profiteuren des »Streits um Remarque«. Im Zuge der »Kriegserinnerungswelle« begannen sich erstmals große Verlage für sie und ihre Schriften zu interessieren, die bis dahin eher überschaubare Auflagen erzielt, auch vonseiten der Feuilletons und der politischen Journale außerhalb des eigenen Spektrums wenig Beachtung gefunden hatten. Im Fall Jünger galt dies sowohl für die Beiträge, die er als politischer Publizist in diversen radikalen Nischenzeitschriften veröffentlicht hatte,¹³³ als auch – mit Abstrichen – für sein bis heute bekanntestes, erstmals 1920 erschienenenes Kriegsbuch *In Stahlgewittern*.¹³⁴ In der Publizistik etwa Walter Benjamins, Johannes R. Bechers oder Klaus Manns taucht Jüngers Name vor 1929 nirgendwo auf. Erst um diese Zeit wurden wichtige Literatur- und Politik-Zeitschriften des linken und des liberalen Lagers auf die führenden Köpfe des »Neuen Nationalismus« aufmerksam.

Die strategische Bedeutung dieser Entwicklungen hatte Jünger nicht erst im Herbst 1929 erkannt, als Leopold Schwarzschild ihn aufforderte, im liberaldemokratischen »Tage-Buch« das Programm der »Neuen Nationalisten« ausführlich zu erläutern und Jün-

131 Andreas Lixl, Ernst Toller und die Weimarer Republik, Heidelberg 1986, 83.

132 »Dr. Magnus Hirschfeld zum Film: »Das Recht auf Liebe« (wie oben).

133 Ernst Jünger, Politische Publizistik 1919–1933. Hg., komment. u. mit einem Nachw. vers. v. Sven Olaf Berggötz, Stuttgart 2001.

134 Als das Werk eines Exponenten des »soldatischen Nationalismus« war es bis dahin vor allem im eigenen politischen Milieu wahrgenommen worden. Im Laufe eines knappen Jahrzehnts, bis 1929, hatten sich rund 29.000 Exemplare verkauft. Weitere Buchtitel wie »Der Kampf als inneres Erlebnis« (1922) hatten bis Anfang der 1930er Jahre kaum die Zahl von jeweils 10.000 Exemplaren überschritten und waren selten besprochen worden. Vgl. Helmuth Kiesel, Vorwort des Herausgebers, in: Ernst Jünger, Der Krieg als inneres Erlebnis. Schriften zum Ersten Weltkrieg. Hg. v. Helmuth Kiesel u. Mitarb. v. Friederike Tebben, Stuttgart 2016, 7–29, hier 24f.; ders., Ernst Jünger. Die Biographie, München 2007, 206ff. Vgl. zur Reichweite der politischen Publizistik auch Sven Olaf Berggötz, Nachwort. Ernst Jünger und die Politik, in: Jünger, Politische Publizistik, 834–869, hier 866f.

ger dieser Einladung folgte.¹³⁵ Im Hinblick auf die Propagierung einschlägiger Literatur, so Jünger bereits im Frühjahr an Ludwig Alwens, werde es Zeit, »den Speisezetteln etwas [zu] bereichern« – »immer Schauwecker und ich, das kann auf die Dauer nicht schmecken«.¹³⁶

Jünger wies den nationalistischen Journalisten auf mehrere Neuerscheinungen hin, ging aber besonders auf zwei gerade auf den Markt geworfene Romane ein. Beide Werke waren in traditionell linksliberalen Verlagshäusern erschienen und sollten 1929/30 im Urteil vieler zeitgenössischer Kritiker für etwas stehen, was man in der deutschen Literatur bis dahin nicht vorgefunden habe: faschistische Prosa. – O. S. von Arnolt Bronnen, verlegt von Rowohlt, und Max René Hesses *Partenau*,¹³⁷ erschienen bei Rütten und Loening, dem deutschen Verlag Romain Rollands.

Binnen Jahresfrist hatte *Partenau* bereits dadurch »viel Verwirrung angerichtet«,¹³⁸ dass sich sein Autor politisch uneindeutig zu seinem Werk und dessen sprachlicher Ästhetik verhielt. O. S. wiederum stellte »eine Überraschung als moderner Roman der Rechten« dar aufgrund seiner experimentellen Genrevermischungen, der Verwendung von Elementen der fantastischen Literatur, des *Wild West*-Romans und des Comics.¹³⁹ Was nicht minder irritierte, war die exzentrische Rolle, die sexuelle Themen in beiden Romanen spielten.

Jünger dagegen war bei ihrer Lektüre ins Auge gesprungen, dass er selbst, so wenig sein Name bis dahin auch einer breiteren Öffentlichkeit geläufig war, Spuren in der Literatur zu hinterlassen begonnen hatte. Es habe sogar, schrieb er an Alwens, den Anschein, als bilde sich allmählich »etwas, was man eine ausgesprochene Schule nennen könnte«.¹⁴⁰ Ob Jünger 1929 bereits wusste, dass Bronnen seine Hauptfigur ihm selbst nachempfunden hatte, er in dem »sachlichen und nüchtern kalt durch alle Gefahren schreitenden Manne [Jünger] Konturen einer Gestalt«¹⁴¹ gefunden hatte, die er für O. S. benötigte, ist nicht ganz klar. An Hesses Roman dagegen bemerkte Jünger dies sofort. An Alwens schrieb er, »Sie [werden] merken, daß ich, nicht literarisch, sondern rein persönlich etwas Einfluß auf ihn geübt habe. Lesen!«¹⁴²

Dass die Figur des Oberleutnants Partenau eng an Jüngers Biographie angelehnt war, fiel im rechtsradikalen Spektrum nicht nur ihm auf.¹⁴³ Wie Jünger hat Partenau

135 Vgl. Kiesel, Ernst Jünger, 297–303; Fritz J. Raddatz, *Das Tage-Buch. Porträt einer Zeitschrift*, Königstein/Taunus 1981, 49–56.

136 Brief Ernst Jünger an Ludwig Alwens am 17.6.1929. DLA Marbach NL Ernst Jünger. Ich danke dem Verlag Klett-Cotta – J. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, Stuttgart, bei dem die Rechte an Jüngers Werken liegen, für die Genehmigung, aus diesem Brief zitieren zu dürfen.

137 Max René Hesse, *Partenau*, Frankfurt a.M. 1929.

138 So der junge *Friedrich Ferd* (u. d. K. F. R.) in einer Besprechung in: *Bildungsarbeit. Sozialistische Blätter* 26, 1929, Beilage »Arbeiterbücherei«, 61.

139 *Friedbert Aspertsberger*, »Arnolt Bronnen«. *Biographie*, Wien u.a. 1995, 482.

140 Brief Ernst Jünger an Ludwig Alwens am 17.6.1929. DLA Marbach NL Ernst Jünger.

141 Das legte *Bronnen* erst nach 1945 offen. *Ders.*, Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll. *Beiträge zur Geschichte des modernen Schriftstellers*. Mit einem Nachwort von Hans Mayer, Kronberg/Ts. 1978 (EA 1954), 176.

142 Brief Ernst Jünger an Ludwig Alwens am 17.6.1929. DLA Marbach NL Ernst Jünger.

143 Siehe *Karl Burkheiser*, *Ketzerische Literatur*, in: *Die Kommenden* 5, 1930, 364–365.

im Weltkrieg vier Jahre lang an der Westfront als einfacher Leutnant gedient, in Verdun und an der Somme gekämpft und die höchste militärische Auszeichnung, den *Pour le mérite*, erhalten.¹⁴⁴ Wie Jünger stößt die Romanfigur nach dem Krieg zur Reichswehr, um dort, literarisch belesen und zugleich ein militärisch-strategischer Kopf, den Krieg der Zukunft zu planen. Was den politischen Radikalismus dieser Figur betrifft, das Drängen auf die Errichtung einer Militärdiktatur, die Sehnsucht nach einem neuen Weltkrieg, den demonstrativ antibürgerlichen Habitus und die »kalten« Eigenschaften des »Führerhelden« – auch dies gab Anlass, in Jünger die Vorlage für die Romanfigur zu erkennen.¹⁴⁵ Als wäre es der Anspielungen nicht genug, hatte Hesse seinem Protagonisten außerdem noch den Vornamen »Ernst« gegeben.

Mit »Überraschung«¹⁴⁶ indessen registrierte der auf diese Weise literarisch adaptierte ein weiteres Attribut der Figur. Sexuell begehrt der Held dieses Romans Männer. Davon überzeugt, dass »nur die Männerliebe echte und wirkliche Liebe« sei, sorgt Partenau selbst dafür, dass seine Präferenzen weder in Offizierskreisen noch in sonstiger Gesellschaft ein Geheimnis bleiben. Genauso wie alles, was ein bürgerliches Umfeld über seine politische Radikalität denkt, ist ihm »das Urteil der Menschen auch hier gleichgültig«.¹⁴⁷ Bemerkenswerterweise ist in der Jünger-Forschung diese »doppelte« Premiere einer literarischen Adaption ebenso übersehen worden¹⁴⁸ wie der »Streit um Partenau«, der daraufhin folgte. Dabei liegt der Fall speziell. Es ist zwar, worauf bereits Klaus Theweleit aufmerksam gemacht hat, hinlänglich bekannt, dass zur habituellen Ausstattung der »soldatischen Nationalisten« ein spezifisch homoerotisches »Demonstrationsverhalten« zählte, das »nicht eigentlich *sexuell*« war, sondern eine »Art ›Böser-Bube-Spiel innerhalb von Männerbünden, Jugendbewegung oder SA« darstellte – ein Spiel, »das sich bestimmter ›homosexueller‹ Praktiken bediente, um sich selbst einer Art von ›Leben in der Übertretung‹, ›Unbürgerlichkeit‹, einer Art innerbündischen Outlawtum zu versichern«.¹⁴⁹ So finden sich Anspielungen dieser Art etwa bei Franz Schauwecker und noch deutlicher in einigen rechtsradikalen Freikorpsromanen der Zeit um 1930. Hier schien latent Homoerotisches oftmals durch¹⁵⁰ – ungeachtet des Umstands, dass Gerüchte um eine homosexuelle Orientierung einzelner prominenter Freikorpsoffiziere wie Gerhard Roßbach früh zirkuliert hatten und dem politischen Gegner bekannt waren. Schon 1925, als die Satirezeitschrift »Lachen links« unter der Überschrift »Neue

144 Angesichts der an nur elf einfache Frontoffiziere des Weltkriegs verliehenen Auszeichnung war bereits dieses Attribut kaum anders als eine Anspielung zu lesen. Diese Zahl nach *Helmuth Kiesel*, Ernst Jünger im Ersten Weltkrieg. Ein Überblick, in: Ernst Jünger, In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 2: Variantenverzeichnis und Materialien, Stuttgart 2013, 7–122, hier 50.

145 Vgl. *Burkheiser*, Ketzlerische Literatur, 365.

146 *Ernst Jünger*, Partenau [zuerst erschienen in: *Widerstand*, Juli 1929], in: ders., Politische Publizistik, 486–488, hier 487.

147 Zitate aus: *Hesse*, Partenau, 188 u. 215.

148 Allgemein gilt neben Bronnens »O. S.« das Theaterstück »Reims« von 1930, verfasst von dem SS-Angehörigen Friedrich Bethge, als der Auftakt. Vgl. *Niels Penke*, Jünger und die Folgen, Stuttgart 2018, 154.

149 *Theweleit*, Männerphantasien, Bd. 2, 487 (Hervorh. im Orig.); vgl. auch ebd., 302–340.

150 Siehe z. B. *Bernd-Ulrich Hergemöller*, Art. »Salomon, Ernst von«, in: ders., Mann für Mann, Bd. 2, 1018–1019.

ationale Literatur« das Erscheinen eines Kriegsbuchs ankündigte, das den Titel *Vom Roßbachhulken zum Front-bann-diten. Erinnerungen eines nationalen Jünglings* haben werde, muss die Anspielung *Mit einem Vorwort von Dr. Magnus Hirschfeld* allenthalben verstanden worden sein.¹⁵¹

»An sich«, schreibt der Historiker Thomas Kühne dazu, »war es nicht unverfänglich, wenn nationalistische Veteranen wie Franz Schauwecker »ein zartes, frauenhaftes Gefühl« im Mann und den Austausch von Zärtlichkeiten unter Männern im Krieg beschworen, da derlei den Verdacht homosexueller Neigungen erweckte. Aber das focht sie nicht an«.¹⁵² Der Grund hierfür sei die »Umgebung des Todes und des Kampfes« gewesen: Homoerotisches, auch weiblich konnotierte Eigenschaften, hätten deshalb in den Gefühlshaushalt der stilisierten »soldatischen Männer« integriert werden können, weil in der Kampfzone als »erlaubt [galt], was sonst verpönt war«.¹⁵³

Max René Hesses *Partenau* ging aber noch einen Schritt darüber hinaus. Der Roman lässt sich als eine Art Versuchsballon lesen, mit der Figur des Oberleutnants Ernst Partenau eine hypervirile homosexuelle Heldenfigur in die Literatur des »soldatischen Nationalismus« einzuschreiben, deren Gefühlshaushalt sich nicht durch das Geschehen im Kampf legitimiert und die auch mit Hans Blühers »Homoerotik« eigentlich nichts mehr gemein hat.¹⁵⁴ Anders als Blühers Männerhelden sucht der Protagonist dieses Romans unmittelbar sexuelle Erlebnisse mit Männern und bewegt sich keineswegs in einem homoerotisch grundierten »Männerbund«, sondern scheitert als offen homosexueller Offizier eben daran: an seiner militärischen und zivilen Umgebung gleichermaßen. Beide begegnen ihm mit Unverständnis und Feindseligkeit. Soldatische Homosexualität und soldatischer Nationalismus werden in diesem Roman nicht »wesenhaft« miteinander verkoppelt, wie dies ab 1931 in der linken Propaganda gegen Röhm der Fall sein sollte und später mitunter auch auf *Partenau* übertragen wurde,¹⁵⁵ wohl aber dramaturgisch: Partenaus Homosexualität und sein politischer Radikalismus bilden parallele Erzählstränge, die auf denselben Endpunkt zulaufen – der Offizier nimmt sich am Schluss das Leben. Radikalen Männern wie ihm, so die Essenz des Romans, lasse eine verbürgerlichte Gegenwartsgesellschaft keine politische oder lebensweltliche Entfaltungsmöglichkeit. Was den Helden am Ende zu Fall bringt, sind ein intriganter Leutnant und »verdammte[s] Weibergewäsch«, herrührend von den Ehefrauen und Töchtern seiner eigenen Kameraden.¹⁵⁶

151 »Neue nationale Literatur«, in: Lachen links 2, 1925, 544. Online abrufbar unter <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/lachenlinks1925/0558> (14.12.2015).

152 Thomas Kühne, Zärtlichkeit und Zynismus. Militärische Vergemeinschaftung 1918–1945, in: Manuel Borutta/Nina Verheyen (Hg.), Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne, Bielefeld 2010, 179–202, hier 183.

153 Ebd.

154 Vgl. zum Folgenden auch, mit Blick auf den Rekurs zu Blüher teilweise zu anderen Schlüssen kommend, Peter Morgan, Coming out in Weimar. Crisis and homosexuality in the Weimar Republic, in: Thesis Eleven 3/1, 2012, 48–65, hier 53–56.

155 Siehe Klemperer, LTI, 39. Zur zeitgenössischen Propagierung einer »wesenhaften« Deckungsgleichheit von Faschismus und Homosexualität grundlegend: Zinn, Konstruktion.

156 Hesse, Partenau, 226, vgl. auch ebd., 242.

Ob Jünger registrierte, dass auch der Protagonist in O. S. ihm selbst nachempfunden war, ist, wie schon bemerkt, nicht überliefert. Unübersehbar dagegen war schon bei Erscheinen des Romans, dass der Autor dieses die Kämpfe der Freikorpsverbände in Oberschlesien verherrlichenden Werks eine Jüngersche ›Schule‹ durchlaufen hatte. Die exzentrische Sexualisierung, mit der Bronnen das Tötungshandeln seiner Akteure affirmativ besetzte, um damit, wie Harry Graf Kessler dieses Verfahren bereits kommentierte, »die politischen und sexuellen Motive zu einer vollkommenen Einheit zu verschmelzen«,¹⁵⁷ erinnerte unverkennbar an jene Hochsprache der Gewalt, die Jünger in seinen frühen, in den ersten Nachkriegsjahren noch wenig gelesenen Schriften entwickelt hatte¹⁵⁸ – so insbesondere in *Der Kampf als inneres Erlebnis* von 1922¹⁵⁹ und in diversen Beiträgen seiner politischen Publizistik. Bei Jünger ging bereits die »Kriegsbegeisterung« von 1914 weder in einer heiligen *sursum corda*-Stimmung auf, noch firmierte sie, wie dies von Konservativen nach 1918 beschworen wurde, als ein deutsches Gemeinschaftserlebnis,¹⁶⁰ sondern sie wurde generationell aufgeladen. Der August 1914 war in Jüngers Rückschau eine Zeit großartiger »Tage des Wahnsinns«¹⁶¹ und der Elitebildung. Sie habe eine Generation junger Männer in eine Zone der Gefahr einrücken lassen, welche diese bereits qua ihres Instinkts erfasst und bejaht hätte:

»Die Geheimnisse des Blutes und des Geschlechts, Geburt und Tod, Liebe und Haß ziehen uns hinein in jenen gefährlichen Raum, in einem dramatischen Kreis voll Bewegung und Unsicherheit, in dem das Leben härter – aber zugleich auch schöner und bunter ist.

Bunter und schöner für den, der mit dem Blute zu leben vermag. Und mit dem Blute leben zu müssen, das ist das Schicksal unserer Generation, die gerade in den Jahren, in denen der Mensch Sinn hat für das Heroische, hineingestoßen wurde in einen großen und langen Krieg. Der Jubel der Freiwilligen zeugt dafür, dass diese Generation begriff, was das Schicksal von ihr erwartete. Tausend Beispiele lehrten uns, dass die logische Welt des zweckmäßigen Verstandes zersplittert wie Glas, wenn sie mit der Welt der großen Leidenschaften zusammenstößt.«¹⁶²

Diese »Welt der großen Leidenschaften« beschrieb Jünger nirgendwo so bildgewaltig wie in seinen Schilderungen der »entfesselte[n] Triebe« im Kampfgeschehen, was er

157 Zit. nach Jan Süselbeck, Im Angesicht der Grausamkeit. Emotionale Effekte literarischer und audiovisueller Kriegsdarstellungen vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, Göttingen 2013, 86.

158 Diese entwickelte Jünger selbstverständlich nicht von Grund auf. Siehe zu Vorläufern der Stilisierung des kriegerischen »Töten[s] als sexuelles Erlebnis« etwa bei Walter Flex: *Dirk Niefanger*, »Mordesmorde«. Tötungsimaginationen in der Kriegsliteratur des 20. Jahrhunderts, in: Peter Gleichmann/Thomas Kühne (Hg.), Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert, Essen 2004, 267–286, Zitat 274.

159 Vgl. u.a. Volker Berghahn, Zur Frage individueller und kollektiver Lernfähigkeit. Ernst Jünger: »Der Kampf als inneres Erlebnis«, in: Uffa Jensen u.a. (Hg.), Gewalt und Gesellschaft. Klassiker modernen Denkens neu gelesen, Göttingen 2011, 122–132.

160 Jeffrey Verhey, Der Mythos des »Geistes von 1914« in der Weimarer Republik, in: Wolfgang Bialas/Burkhard Stenzel (Hg.), Die Weimarer Republik zwischen Metropole und Provinz, Weimar u.a. 1996, 85–96.

161 Ernst Jünger, Vom absolut Kühnen [Orig. 1926], in: Jünger, Politische Publizistik, 236–240, hier 238.

162 Ebd., 237f.

unmittelbar mit Sexuellem, der »keuchenden Verschlingung der Geschlechter«,¹⁶³ verband, ja zur anthropologischen Konstante stilisierte:

»So ist der Aufschrei, den solcher Anprall mit dem des Feindes vermischt, ein Schrei, der sich Herzen entringt, vor denen die Grenzen der Ewigkeit schimmern. Es ist ein Schrei, im Flusse der Kultur längst vergessen, ein Schrei aus Erkennen, Grauen und Blutdurst. –

Auch aus Blutdurst. Das ist neben dem Grauen das Zweite, was den Kämpfer mit Sturzflut roter Wellen überbrandet: der Rausch, der Durst nach Blut, wenn der Vernichtung zuckendes Gewölk über den Feldern des Zornes lastet. [...] Das ist die Wollust des Blutes, die über dem Kriege hängt wie ein Sturmsegel über schwarzer Galeere, an grenzenlosem Schwunge nur dem Eros verwandt.«¹⁶⁴

Für das, was in der Kriegsliteratur des »soldatischen Nationalismus« im Ton der Anerkennung eine »bis zum Abstoßenden brutale Feder«¹⁶⁵ genannt wurde, waren diese Frühwerke Jüngers insgesamt stilbildend. Aber erst die Adaption in Bronnens 1929 vielbesprochenem Roman stellte rezeptionshistorisch die entscheidende Durchgangsstation dar, über die eine solche bejahende Besetzung der »Triebhaftigkeit« kriegerischer Gewalt auf breiter Basis Eingang in die Diskussion um die »Kriegs-« und die »Nachkriegs-«-Literatur fand.

Eine ähnliche Bedeutung ist der Resonanz auf Hesses *Partenau* beizumessen: Beide Werke hatten insofern einen gemeinsamen Ankerpunkt, als sie um die Einfassung der »Männlichkeit« eines spezifischen Soldatentypus zentriert waren, der im »soldatischen Nationalismus« als neuartig propagiert wurde. Hier ging es unter dem Schlagwort des »Heroischen Realismus« um die Mythisierung der aus dem »Kriegserlebnis« geborenen »Stahlgestalt«, um den »Krieger«, der als politischer Soldat aus dem Weltkrieg hervorgegangen sei und sämtliche bürgerliche Bindungen abgeworfen habe. Dieser Typus stand für das Programm eines »männlichen Fundamentalismus« (Bernd Weisbrod) und verwob in der Kriegsschilderung »Erlebnis und Technik, Rausch und Disziplin, Exzeß und Ordnung unmittelbar miteinander«.¹⁶⁶ Wie Helmut Lethen gezeigt hat, war es in O. S. vor allem das für die Körperbilder im »soldatischen Nationalismus« typische »Maschinenwesen der Affekte«,¹⁶⁷ das Bronnen zentral aufgegriffen hatte: Der Roman schildert die Gewaltraserei der Freikorps als eine »Regression in Blutsbrüderschaften«, die »keine Konvention oder Verhaltensregel« gegenüber dem »Feind« mehr kennt und da-

163 Ernst Jünger, Der Kampf als inneres Erlebnis [Orig. 1922], in: ders., Der Krieg als inneres Erlebnis. Schriften zum Ersten Weltkrieg. Hg. v. Helmut Kiesel unter Mitarbeit v. Friederike Tebben, Stuttgart 2016, 35–131, hier 40.

164 Ebd., 41.

165 So die »Preußischen Jahrbücher« über Bronnens »O. S.« Zit. nach: Radikaler Geist 1, 1930, 113.

166 Wesentlichen Stationen und Beobachtungen der inzwischen kaum mehr überschaubaren Forschungsdiskussion über Männlichkeitskonstruktionen im »soldatischen Nationalismus« finden sich zusammengefasst bei Ziemann, Gewalt; 63–90; Zitat 1 (Weisbrod) ebd., 64; Zitat 2 (Peter Burschel), ebd., 88.

167 Helmut Lethen, Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt a.M. 1994, 265.

mit auch über keine Instanz mehr verfügt, »die den Zugriff des Instinkts regulieren könnte«. ¹⁶⁸

Jünger besprach im Frühsommer 1929 beide Werke kurz hintereinander. Bronnen, so attestierte er im »Tag«, habe in seiner Darstellung der Freikorpskämpfe zu einer »Sprache« gefunden, die sich durch »Traditionslosigkeit, de[n] völlige[n] Mangel an überkommenen ethischen Wertungen, die absolute Respektlosigkeit« in einer Weise auszeichne, die »deutlich macht, daß im Zivilisatorischen das Barbarische als eine notwendige Konsequenz enthalten ist«. ¹⁶⁹ Nicht weniger enthusiastisch äußerte er sich über Hesses *Partenau* als einem Werk von »ausgesprochen männliche[r] Potenz«. ¹⁷⁰ Es sei »von einem Herzen diktiert, das die geheimen und verwegenen Gedanken kennt, die der heroische Geist in dieser Zeit nur zu *träumen* verurteilt ist, und das auch den Ekel vor dem »ewig Bürgerlichen« [...] erfahren« habe. Auf die Homosexualität des Protagonisten kam Jünger in diesem Zusammenhang direkt zu sprechen, wobei es ihm offenkundig wichtig war, sie gleichermaßen von der Blüherschen »Homoerotik« und jener »Jünglingsliebe« abzugrenzen, wie sie im Umfeld der homosexuellenpolitischen Gemeinschaft der Eigenen um den männerbündlerischen Hirschfeld-Konkurrenten Adolf Brand propagiert wurde:

»Eine Überraschung für den Leser ist es, daß der Konflikt dieses Buches sich durch die Männerliebe ergibt. Überraschungen dieser Art pflegen meist recht peinlich zu sein. Wer das Marzipan kennt, an dem man sich in gewissen Schichten der Jugendbewegung den Magen verdirbt, oder das faule Griechentum, hinter dem sich eine Sorte von Oberlehrern als ethischem Bollwerk verschanzt, findet hier einen Raum, den er ohne Widerwillen, ja, mit starker Anteilnahme zu durchschreiten vermag.« ¹⁷¹

Dies, so Jünger weiter, sei »der Roman des Schicksals, an dem das beste Blut unter uns verderben muß, solange der Ausweg in kühnere, freiere und männlichere Räume nicht gebrochen ist«. ¹⁷²

Indessen fielen die Stimmen im rechten Spektrum zu beiden Romanen höchst unterschiedlich aus. – »Weiß der Himmel«, schrieb über *Partenau* zwar ganz ähnlich wie Jünger Alfred Kantorowicz, der in dieser Zeit zwischen KPD und dem »Neuen Nationalismus« schwankte, ¹⁷³ »das ist eine andere Erotik als die, von der die pervertierten Jünglinge aus den Nachtlokalen um den Nollendorfplatz herum wissen«. Es handele sich um »ein starkes, männliches Buch«, und dies nicht allein deshalb, »weil es unter Männern handelt, unter Offizieren der Reichswehr«:

168 Ebd., 266.

169 Ernst Jünger, Wandlung im Kriegsbuch. Arnolt Bronnens Romans »O. S.« [erstmalig in: Der Tag, 23.5.1929], in: ders., Politische Publizistik, 483–486, hier 484f.

170 Jünger, *Partenau*, 487.

171 Ebd.

172 Ebd., 488.

173 Vgl. zu diesem zwischen etwa 1929 und seinem Eintritt in die KPD 1931 feststellbaren Schwanken Wolfgang Gruner, »Ein Schicksal, das ich mit sehr vielen anderen geteilt habe. Alfred Kantorowicz – sein Leben und seine Zeit von 1899 bis 1935, Kassel 2006, 141–145.

»[E]s ist die Männlichkeit, die an den Mann glaubt, nicht nur mit dem Gehirn, sondern auch mit dem Sentiment (und den Mut zum Sentiment).« »Wissen – Glauben; Prophet – Jünger; Führer – Erfolgsmann; Mann – Jüngling (Lehrer – Schüler). [...] Diese Dualität gipfelt sich [sic!] in ihrer ehrlichsten Konsequenz in der Synthese: Eros.«¹⁷⁴

Auch über O. S meinte Schauwecker ähnlich wie Jünger, Bronnen habe ein mustergültig »vollzogenes Bekenntnis zum Nationalismus« vorgelegt,¹⁷⁵ und in den »Nationalsozialsozialistischen Briefen« war sogar zu lesen, man müsse dieses Werk wahrnehmen und sich nicht nur fragen, »ob der Eros in den Freikorps nicht oftmals auch dieses von Bronnen gezeichnete Gesicht hatte«, sondern ob hier die Zukunft nationalsozialistischer Kriegsdichtkunst vorweggenommen sei – möglicherweise könne man an diesem Roman »erraten, wohin diese Reise gehen wird«.¹⁷⁶

Und tatsächlich: Dass zumindest ein Teil der Jüngerer innerhalb der NS-«Bewegung» einem sexuell schillernden Soldatentypus in der eigenen Mythenbildung etwas abgewinnen konnte, bestätigte sich kurze Zeit später in der Auseinandersetzung um einen weiteren Freikorpsroman, nämlich *Reiter in deutscher Nacht* von Hanns Heinz Ewers, der sich mit diesem 1931 erschienenen Werk als NS-Anhänger zu erkennen gab. Gerhard Scholz, der Held seines Romans, der dem »Schwarze-Reichswehr«-Führer Paul Schulz nachempfunden ist, tritt nicht nur demonstrativ homosexuellenfreundlich auf – als Vorbild eines offen männerbegehrenden Offiziers aus seiner engsten Umgebung war auf schon damals unschwer auflösbare Weise Karl Günter Heimsoth auszumachen –, sondern verfügt auch selbst über Attribute des sexuell Ambivalenten, was Joseph Goebbels öffentlich protegierte, und dies heftigen Anwürfen älterer Nationalsozialisten aus der völkischen Fraktion zum Trotz.¹⁷⁷

Im rechten Spektrum erwies sich die Akzeptanz aller dieser Werke jedoch als überaus prekär. Das hatte jeweils spezifische, aber auch gemeinsame Gründe. Viele wollten O. S. bei seinem Erscheinen schon deshalb nicht als »authentisch« gelten lassen, weil sein Verfasser an den Kämpfen selbst nicht teilgenommen hatte und dieses Buch eines ehemaligen Exponenten linker expressionistischer Dichtkunst schlicht »Literatur« darstelle.¹⁷⁸ Insbesondere der »Völkische Beobachter« hatte es abgelehnt und sich gegen den »Halbjuden« Bronnen erregt, dessen Darstellung »völlig im Triebhaften aufgeht«.¹⁷⁹ Aber auch *Partenau* war keine Heldenerzählung aus erster Hand. Der »Streit« um dieses Werk kreiste mehr um die Frage nach der – rätselhaft bleibenden – politischen

174 Alfred Kantorowicz, Rezension von Hesse, Partenau, in: Die Tat 21, 1929/30, 557–558.

175 Zit. nach Aspetsberger, »arnolt bronnen«, 487.

176 Zit. nach ebd., 486.

177 Zur Protektion durch Goebbels' »Angriff« (»trotz der Kraßheit einiger erotischer Stellen«) sowie zu Gegenstimmen aus Teilen der NSDAP vgl. Kugel, Der Unverantwortliche, 294–301 u. 331f. (das Zitat nach ebd.), 299; sowie, dort ausführlich auch zur Stilisierung von Paul Schulz in Literatur und Publizistik, Anke Hoffstadt/Richard Kühl, Der lästige Wiedergänger und die toten »Helden«. Zur Ikonisierung Paul Schulz' als Held und Märtyrer der frühen nationalsozialistischen »Bewegung«, in: Dominik Groß/Christoph Schweikardt (Hg.), Die Realität des Todes, Frankfurt a.M./New York 2010, 261–299.

178 Zur Rezeption siehe erschöpfend Aspetsberger, »arnolt bronnen«, 482–509.

179 So der »Völkische Beobachter« am 8.10.1929, zit.n. ebd., 484f.

Verortung seines Autors,¹⁸⁰ und das Buch erwies sich bereits insoweit als ein erfolgloser Versuch, eine hypervirile homosexuelle soldatische Figur in die kriegsaffirmative Literatur einzuführen, als der mann männlich »erotische« Erzählstrang kaum irgendwo so explizit aufgegriffen wurde, wie es – im Grunde ohnehin erstaunlicherweise – bei Jünger der Fall gewesen war.¹⁸¹ In der Regel wurde nicht nur in der rechten Rezeption die Homosexualität des Protagonisten schlicht übergangen.¹⁸² Dies war vielmehr 1929, anderthalb Jahre vor der »Röhm-Affäre«, mit der homoerotische Männerbundideologien insgesamt immer mehr in die Defensive gedrängt wurden,¹⁸³ auch noch in der linken und der bürgerlich-liberalen Presse weithin der Fall.¹⁸⁴

Interessant ist auch, dass *Partenau* vonseiten des Verlags zwar in der homosexuellen Zeitschriftenpresse beworben wurde.¹⁸⁵ Aber während sich in den Radszuweit-Journalen überhaupt kein explizites Echo findet, fiel selbst in Adolf Brands Blatt »Der Eigene« das Urteil anders aus, als man dies angesichts der Rolle meinen könnte, die der Herausgeber und dessen maskulinistische »Gemeinschaft der Eigenen« bei der Mobilisierung von »Kriegserfahrungen« homosexueller Veteranen für nationalistische Zwecke nach 1918 gespielt hatten. Faschisten waren sie bei alledem offenkundig nicht: Der Adolf Brand-Verlag nahm Hesses Roman zwar in das Sortiment der »Bücher der Freundesliebe« auf.¹⁸⁶ Deutlicher aber als interessanterweise in Hirschfeld-nahen Homosexu-

180 Tatsächlich ist bis heute wenig über die Biographie des 1877 geborenen Autors, der auch promovierter Mediziner war, herauszufinden. Zwischen 1910 und 1927 arbeitete er in Argentinien als Arzt und ging nach zwei sich daran anschließenden Jahren als Großwildjäger auf dem afrikanischen Kontinent und in Südamerika nach Berlin, wo er bis 1933 als Schriftsteller und Journalist tätig war. Später hielt er sich in Österreich, Italien, in den Balkanländern, in Spanien und in Deutschland auf und war 1944 wieder in Argentinien, wo er 1952 verstarb. Vgl. *V[olker] H[anisch]*, Art. »Hesse, Max René«, in: Lutz Hagestedt (Hg.), *Deutsches Literatur-Lexikon. Das 20. Jahrhundert. Biographisch-bibliographisches Handbuch*, Bd. 17, Berlin/Boston [2011], 552.

181 Der Roman, so hatte Jünger privat geschrieben, habe »seine Zecken«. Brief Ernst Jünger an Ludwig Alvens am 17.6.1929. DLA Marbach NL Ernst Jünger.

182 Siehe z.B. *Josef Neumair*, Rezension von Hesse, *Partenau*, in: *Reichspost*, 19.8.1929.

183 Ab dieser Zeit wurde von Autoren wie Arnold Gehlen, Ernst Kriek oder Alfred Bäumler die Männerbundideologie in eine von Blüchers »Homoerotik« gereinigte Fassung gebracht, welche wieder mehr auf den »Urtext« – Schurtz – Rekurs nahm, bevor auch diese Variante in der NS-Zeit in den Hintergrund geriet. Vgl. *Manfred Herzer*, *Der Männerbund. Zur Enthistorisierung eines Begriffs*, in: *Capri*, Nr. 33, 2002, 3–14, hier 9f.; *Bruns*, *Politik des Eros*, 465f. Abgelöst wurde sie von durch ein in der SS als steril heterosexuell konzipiertes Kameradschaftsmodell, das im Gegensatz zur Männerbundideologie familiär strukturiert war. Vgl. *Sebastian Winter*, *Sippengemeinschaft statt Männerbund. Über die historische Genese der Männlichkeitsentwürfe in der SS und die ihnen unterliegende Psychodynamik*, in: *Anette Dietrich/Ljiljana Heise* (Hg.), *Männlichkeitskonstruktionen im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. u.a. 2013, 65–81, hier bes. 70–73.

184 Siehe aber, hier mit explizitem Bezug auf die »Körperliebe« zwischen den Protagonisten, *Armin Kesser*, »Elegie auf den Feldherrn«, in: *Die Weltbühne* 25/2, 1929, 640–641, hier 641.

185 Vgl. *Bernhard Rosenkranz/Ulf Bollmann/Gottfried Lorenz*, *Homosexuellenverfolgung in Hamburg 1919–1969*, Hamburg 2009, 18.

186 Faks. in: *Andreas Pretzel*, »Ich habe eingesehen, daß eine Fortsetzung meiner Arbeit im heutigen Deutschland nicht mehr möglich ist [...]«. Aus der letzten Strafkarte gegen den Verleger und Schriftsteller Adolf Brand (1874–1945), in: *MittMHG* Nr. 29/30, 1999, 25–50, hier 39f.

ellenzeitschriften¹⁸⁷ stieß der in diesem Werk transportierte Bellizismus auf deutliche Ablehnung,¹⁸⁸ was im Übrigen auch keineswegs der Grundtendenz von Brands Zeitschrift Ende der zwanziger Jahre widersprach. Bei allem Maskulinismus positionierte sich »Der Eigene« in der Debatte um die »Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur« eindeutig auf der Seite der linken und pazifistischen Literatur – bei Remarque, Ernst Glaeser und Arnold Zweig.¹⁸⁹ Auch die Einblicke in das mörderische Wesen der Feme, die der ehemalige »Schwarze-Reichswehr«-Soldat Lampel in *Verlorene Jungen* aus der Perspektive eines homosexuellen Protagonisten drastisch einfiel, wurden nachdrücklich empfohlen »zum Verstehen einer irregeleiteten Jugend«.¹⁹⁰ Was die Erinnerung an Erfahrungswelten des Soldatischen anbetrifft, fand in der GdE Bruno Vogel mit seinem antimilitaristischen Werk *Alf* denn auch weit mehr Anklang als Max René Hesse.¹⁹¹

Folgenlos blieb *Partenau* aber keineswegs. Es war das Schlagwort vom »Unbedingten«, das in Verbindung mit diesem Roman erstmals Eingang in die Wahrnehmung der Literatur des »soldatischen Nationalismus« fand. Spätestens 1930/31 wurde dieser Topos infolge der von Ernst von Salomon und anderen ehemaligen Freikorpsangehörigen veröffentlichten »Erlebnis«-Literatur eindeutig generationell markiert.¹⁹² Eine sexuell schillernde Bedeutungsdimension behielt der Topos insofern, als gleichzeitig mit dieser zu Beginn nun einsetzenden Welle literarisch stilisierter Schilderungen ehemaliger Freikorpsoldaten eine in der nationalistischen Rezeption von O. S. häufig noch formu-

187 Siehe die eine militaristische Konnotation abstreitende (»jedem politischen Werturteil fern«) Kritik von Kurt Schwalbe in: MWhK Nr. 27, 1930, 268–269, Zitat 269; auch die durchweg positive Rezension (»Ein kühnes, starkes, männliches Buch«) in: Die Freundschaft 13, 1931, 31.

188 Kritische literarische Zeugnisse über »Bürgerlichkeit und Enge«, in der Homosexuelle lebten, hieß es in einer Besprechung, seien »immer willkommen«. Doch sei in diesem Buch »ein Widerspruch« genau dort angelegt: »Partenau fordert Krieg, Rache, Vorherrschaft und Unterwerfung, Militarismus und ancien régime – und wundert sich, daß er bei diesen Menschen nicht Weitherzigkeit und Freiheit in Denken und Handeln findet. Kann man, solange man mit Millionen Menschen wie mit Zahlen rechnet und sie willig für Größenräume opfert, wirklich Verständnis für Individualität und das Recht der Einzelpersonlichkeit haben? Und wenn man dies Verständnis hat, muß man da nicht Gegner jeden Zwanges, muß man da nicht Friedenssucher sein?« Hansgeorg Weiss, Rezension von Hesse, Partenau, in: Der Eigene 13, 1930, 32.

189 Vgl. Christian von Kleist (u. d. Pseud. Kyrill), Rezension von Glaeser, Jahrgang 1902, in: Der Eigene 13, 1930, 63.

190 Rezension von Lampel, Verratene Jungen, in: Der Eigene 13 [recte: 14], 1931, 93–94, hier 93.

191 Siehe Arnold, Rezension von Vogel, Alf, in: Der Eigene 13 [14], 1931, 29–30.

192 Helmuth Kiesel (Geschichte, 106f.) hat jüngst darauf hingewiesen, dass bereits 1926 bei Tucholsky eine Verwendung des Begriffs zur Bezeichnung der Ideologien Faschismus und Kommunismus auftaucht. Eine Verknüpfung allerdings mit dem Topos der »Generation«, die sich auf den »neuen Nationalismus« bezog oder die Charakterisierung eines neuartigen soldatischen Typus meinte, der den Weltkrieg nicht notwendig miterlebt haben müsse, lässt sich erst um 1930/31 nachweisen. Siehe z.B. J. M. Wehner, Der Mut zum Unbedingten, in: Der Tag, 10.1.1931; für die politische Linke Hermann Mauthen, Rezension von Salomon, Die Geächteten, in: Die Sonntags-Zeitung, 25.1.1931. Eine »Unbedingtheit in allen Lebensfragen« jener auf Frontkämpfergeneration »nachfolgenden jüngeren Generation« stellte der völkische Publizist Hermann Haß 1932 bereits selbstverständlich heraus. Ders., Sitte und Kultur im Nachkriegsdeutschland, Hamburg 1932, 21. Erstmals aber wohl in Alfred Kantorowicz' Besprechung von »Partenau« in: Die Tat 21, 1929/30, 557–558.

lierte Ablehnung verschwand. Mit dem wachsenden Publikumsinteresse an Jünger¹⁹³ und dem Erfolg insbesondere von Salomons autobiographisch eingefärbtem Freikorpsbuch *Die Geächteten* (1930) avancierte das Thema der rasenden »Triebhaftigkeit« der »soldatischen Männer« zu einer lagerübergreifend diskutierten Frage. Sie wurde vor allem dadurch zentral, dass man meinte, in dieser Literatur psychologisch genaue Einblicke in die Selbstwahrnehmungswelten jener »unheimlichen« jungen Männer zu erhalten, für die der Krieg nach 1918 nicht vorbei gewesen war. Von ihnen versprach man sich, gleichsam aus erster Hand erfahren zu können, aus welchen Antrieben und mit welchen Zielen sie von einer »Barbarisierung des Lebens« (Ernst Niekisch) wie besessen schienen.¹⁹⁴

Auf die Stilisierung lustbetonter »Befriedigung«, die sich »nur im Zerstören« niederschlägt,¹⁹⁵ wurde in den gegnerischen politischen Lagern sehr unterschiedlich reagiert. Einerseits wurde schnell erkannt, dass solchen bejahenden Einfassungen des »Kriegserlebnisses« mit rationalen Argumenten¹⁹⁶ oder überhaupt mit einer im landläufigen Sinne politischen Gegenrede nicht zu begegnen war. Man könne dem, hieß es von anarcho-syndikalistischer Seite, wohl nicht anders beikommen als mit der nüchternen Benennung, dass es sich bei diesen Männern schlichtweg um »Gesindel« handle.¹⁹⁷ Ähnlich argumentierte die einflussreiche protestantisch-konservative Zeitschrift »Eckart«. Salomons »ins Chaos gerissene[] Männer«, die in einem »Gemenge von Leidenschaften und Besessenheiten chaotischer Triebe, zwischen Idealismus und Brutalität, eiserner Disziplin und zuchtlosem Rauben, als Menschen, die in einen Zustand der Vorsittlichkeit zurückgeschritten sind«, seien vor allem eins, nämlich »ausgesprochen asozial«.¹⁹⁸ Mit einer ähnlichen Begründung allerdings zählte Alfred Kerr *Die Geächteten* (und das von Bronnen rasch nachgeschobene Porträt *Roßbach*) zu den Büchern des Jahres 1930. Sie seien »die wichtigsten Werke für die sozialistische Bewegung«, weil man hier nur ziellose »Typen« sehe,

»die nicht nur Landsknechtnaturen darstellen, die Gewalt üben wollen, sondern auch stellungslöse Mystiker sind; der Kern von ihnen gibt den Urbegriff von der triebhaften Unklarheit, die sich in Taten umsetzen will, aber nicht sicher ist, welche Taten es sein

193 Die Verkaufszahlen von »In Stahlgewittern« waren zur Jahreswende 1929/30 eruptiv angestiegen. Sie beliefen sich, nachdem in den ersten neun Jahren insgesamt 29.000 Exemplaren (s.o.) abgesetzt worden waren, zum Mai 1930 auf 45.000 Exemplare. Vgl. »33 Kriegsbücher«, in: *Die Standarte* 5, 1930, 404–405.

194 Vgl. *Ulrich Herbert*, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, 5. Aufl., Bonn 2011, 43ff.

195 »Helden-«Psychologie«, in: *Der Syndikalist*, 8.11.1930.

196 So *Thomas Mann* 1931 in seinem bekannten »Appell an die Vernunft«, dessen Warnungen vor einer »Pöbelherrschaft des Elementarischen« von adressierter Seite schlicht mit dem Hinweis gekontert wurde, »zu einer solchen Pöbelherrschaft geben wir ohne Zögern unser Ja.« Vgl. *Bernd A. Rusinek*, Der Kult der Jugend und des Krieges. Militärischer Stil als Phänomen der Jugendkultur in der Weimarer Zeit, in: *Jost Dülffer/Gerd Krumeich* (Hg.), *Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918*, Essen 2002, 171–197, hier 193.

197 »Helden-«Psychologie«, in: *Der Syndikalist*, 8.11.1930.

198 *Helmut Weishaupt*, Die Wendung im Kriegsbuch. Zum ersten Versuch einer Kriegsmythologie, in: *Eckart* 6, 1930, 361–365, hier 363.

sollen. So sind sie der Gegensatz zu der sozialistischen Idee in allergrößtem Umfange, weil der Sozialismus die Weltanschauung der Klarheit ist.«¹⁹⁹

Die kommunistische Linke dagegen meinte, man müsse diese Bücher, die auf »jeder Seite [von] Blut, Rohheit, Bestialität, Gemeinheit« triefen, lesen, um nicht nur »den Feind zu kennen«, sondern den Zivilisationsbruch deutlich zu machen. Denn selbst der »vielberedete deutsche Idealismus«, schrieb die »Welt am Abend«, »bekommt von diesen barbarischen Landsknechten, die nur noch in zynischer Rohheit zu denken vermögen und Morde, Putsche, Attentate handwerksmäßig betrieben, einen versehentlichen Fußtritt, an dem er seitenlang kriecht.«²⁰⁰

Die Folgen dieser verfangenden Installierung des affirmativ »Triebhaften« im »Kriegserlebnis« sind nicht zu verkennen. Es war Ende der 1920er, Anfang der 1930er Jahre eines der »Erfolgsgeheimnisse« der Autoren des »soldatischen Nationalismus«, dass sie solche Irritations-, Schock- und Provokationselemente verwendeten: »Ihr« »Kriegserlebnis« stand bei aller Eindeutigkeit von Kriegsbejahung und antilinker Gesinnung umso mehr im Ruf der Schonungslosigkeit »authentischer« Wiedergaben des »Kriegserlebnisses«, als bei ihnen das alltägliche Elend in den Schützengräben, die apokalyptischen Grauenhaftigkeiten der Materialschlachten, auch psychische Zusammenbrüche und körperliche Überforderungen durchaus vorkamen. Das eigentümlich Neue daran war der sich vom Pazifismus abgrenzende Zug, dies alles als »Äußerlichkeiten« zu relativieren und den Schrecknissen des Krieges etwas gegenüberzustellen, was größer sei: die Gewinnung männlicher »Haltung«, das Imaginarium eines »trans-individuelle[n] Körper[s], der durch Willenskraft und Entscheidungsvermögen jeglicher Zerstörung standhält«,²⁰¹ und der aufgeht in einer mythisch aufgeladenen »Nation«, auf die zu berufen allein denjenigen erlaubt sei, bei denen nach 1918 qua ihres Handelns weiterhin »die Nation« war.²⁰² »Es wird nichts abgeleugnet, keine Tatsachen werden verschwiegen, es wird alles zugegeben«, urteilte der Anarchist Kurt Zube in seiner Zeitschrift »Radikaler Geist« 1930 über Schauweckers *Aufbruch der Nation*. »Denn es kommt nicht auf die Tatsachen an – der Glaube, die Haltung allein ist das Entscheidende, das uns verloren gegangen ist und das einmal dagewesen ist [...]«.²⁰³

Die Schwierigkeiten einer wirksamen Publizistik gegen die Feiern der »Triebhaftigkeit« kriegerischer Gewalt gründeten letztlich darauf, dass man der Sexualisierung des »Kriegserlebnisses« als einem durchaus auch bewusst eingesetzten literarischen Verfahren – als einem »Affekt-Angriff auf den Leser«²⁰⁴ – in keiner Weise auf die Spur

199 So Alfred Kerr in der Umfrage »Bücher, Theater und Filme von 1930. Künstler und Schriftsteller äußern sich über ihre Eindrücke«, in: Die Welt am Abend, 31.12.1930.

200 Hans Hein, Die Schlächter der Revolution. Fememörder, Putschisten, Attentäter schreiben Memoiren, in: Die Welt am Abend, 8.11.1930.

201 Krumeich/Prost, Verdun 1916, 192.

202 Vgl. dazu Lars Koch, Der Erste Weltkrieg als kulturelle Katharsis und literarisches Ereignis, in: Werber/Kaufmann/Koch (Hg.), Erster Weltkrieg, 97–141, hier 129; Frank D. Wagner, Mythos und Nation. Bronnen und Brecht, Würzburg 2015, 100–111. Siehe zur Interpretation faschistischer Ideologien als Bewältigungs- und Bemächtigungsmodi der Moderne Fernando Esposito, Mythische Moderne. Aviatik, Faschismus und die Sehnsucht nach Ordnung in Deutschland und Italien, München 2011.

203 Kurt Zube, Rezension von Schauwecker, Aufbruch der Nation, in: Radikaler Geist 1, 1930, 128.

204 Süsselbeck, Im Angesicht des Grauens, 78.

kam. Das hing sicherlich mit einer gewissen Faszination gegenüber dem antibürgerlichen »Ultraradikalismus« Jüngers (Helmuth Kiesel), den erklärten »nationalbolschewistischen« Sympathien, auch mit einer zwischen Dandy und Bürgerschreck changierenden Männlichkeitspose²⁰⁵ zusammen. – Es sei zu wenig »Sperma und Blut« darin, kommentierte Friedrich Georg Jünger Anfang 1930 die *Wespennester*, um Oskar A. H. Schmitz als überholtes erotomanisches *Enfant terrible* zu kennzeichnen.²⁰⁶

Aber entscheidender war die in der neueren Forschung zu Jünger bemerkte Nähe von dessen Gewaltschilderungen zu Freuds Triebtheorie.²⁰⁷ Diese in der Literatur des »Neuen Nationalismus« ungenannt gebliebene, quasi umgewendet angeeignete Quelle war nach 1918 zu einem der gängigsten Erklärungsmodelle von kriegertischer Gewalt avanciert,²⁰⁸ gerade auch innerhalb der Sexualwissenschaft. »Wir führen Kriege, weil wir im Innersten Mörder sind«, dieser aus der Psychoanalyse abgeleitete Satz Fritz Wittels aus dem Jahr 1923 bezog sich zeitgenössisch selbstredend auf den männlichen »Heldenmut«, auf eine anthropologische Deutung der »Lust am Krieg« im Mann an sich, und hatte nach 1918 als ein Teil der Kritik männlicher Hegemonie auch in der sexualreformerischen Frauenbewegung Lehrsatzcharakter: »Nur der Mut zur Erkenntnis wird auch die Kraft zur Überwindung dieser Mordinstinkte allmählich schaffen.«²⁰⁹

So wurde von einigen Beobachtern zwar das exaltiert Virile der »soldatischen Männer« durchaus bemerkt und mitunter auch scharf kommentiert – frühzeitig etwa von Walter Benjamin, als er 1930 auf den »lasterhaften Mystizismus« des Kreises um Jünger zu sprechen kam.²¹⁰ Aber keineswegs wurde in der politischen Auseinandersetzung um diese Werke in Frage gestellt, ob ihre Autoren kriegertische Gewalt denn tatsächlich genau so lustvoll, wie sie sie beschrieben, erlebt hätten. Die Annahme von der rückhaltlosen »Authentizität« ihrer Schilderungen bildete vielmehr den Hintergrund, vor dem manche Pazifisten wie der berühmte »Friedensgeneral« Paul von Schoenaich auf einen irgendwann bei Protagonisten wie Jünger einsetzenden, gewissermaßen abkühlenden Einsichtswechsel hofften.²¹¹ Aus demselben Grund meinte auch die »Die Rote Fahne« 1929, die in den *Stahlgewittern* eingefangene soldatische »Mordgier« arbeite eher für sie. Dieses »brutalste Kriegsbuch«, so war man überzeugt, sei »[u]mso wertvoller für uns, als es von einem Offizier, einem Kriegsbejager, geschrieben ist«, und der Nationalismus Jüngers wie »aufgeklebt« wirke – aber eben nicht die von ihm geschilderte

205 Vgl. etwa Penke, Jünger, 28f. u. 89.

206 Friedrich Georg Jünger [u. d. K.: F. G.], Rezension von Schmitz, *Wespennester*, in: Der Tag, 12.2.1930, hier zit.n. Fröschle, Jünger, 115.

207 Siehe zur dieser Nähe bes. Kiesel, Ernst Jünger, 102–107.

208 Vgl. dazu etwa Raphael, Imperiale Gewalt, 160.

209 Alle Zitate in: »Die Lust am Krieg«, in: DnG 20, 1924, 134. Siehe auch Helene Stöcker, Ist der Kriegstrieb ausrottbar?, in: DnG 23, 1927, 39–46.

210 So suchte Benjamin insbesondere den »heroischen Realismus« angesichts der allgemein erwarteten Zukunft des Krieges – dem Gaskrieg aus der Luft – als »rabiataste Dekadenz«, vermischt mit »knabenhafte[r] Verschwärmttheit«, der Lächerlichkeit zu überführen. Siehe Walter Benjamin, Theorien des deutschen Faschismus. Zur der Sammelschrift »Krieg und Krieger«. Herausgegeben von Ernst Jünger [1930], in: ders., Gesammelte Werke II. Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit und andere Schriften, Frankfurt a.M. 2011, 177–187, hier 178ff., Zitate 178 u. 179.

211 Paul von Schoenaich, Rezension von Jünger, Krieg und Krieger, in: Der Querschnitt 10, 1930, 562–563.

»Mordgier«.²¹² »Was Jünger betrifft«, äußerte sich Remarque im selben Jahr, so verfüge dieser über »ein bemerkenswertes Talent für die Beschreibung. Übrigens finde ich, daß diese Bücher einen pazifistischeren Einfluß ausüben als alle anderen. Bei ihm [Jünger] sieht man den ganz und gar nackten Krieg, das grausame Vergnügen des Tötens ...«²¹³

Genau daher rührte aber auch jene »fröstelnde Bewunderung« (Ulrich Herbert), die in der Rezeption dieser Werke häufig mitschwang.²¹⁴ Sie fanden »mit leisem Grauen«²¹⁵ auch im linksradikalen und anarchistischen Lager ein Echo. Kantorowicz, der schon 1929 den Begriff des »Unbedingten« in die Debatte geworfen hatte, erklärte 1931 den »Bluttausch«, die »Wollust« des Tötens, wie sie in dieser Literatur zum elementaren Bestandteil des Kampfelerlebnisses erklärt wurde, zum Ausdruck von »männliche[r] Entschlossenheit« und zu einem zutiefst männlichen »Bekenntnis«.²¹⁶ Es müsse von Bronnens literarischem, »im Grunde unmännliche[m], hysterische[m] Bluttausch« fundamental unterschieden werden. Bronnen sei in keiner Weise »in eine Ebene mit den Jünger, Hielscher, von Salomon usw.«²¹⁷ zu bringen, denn was etwa bei Salomon, der »wirklich Totschlag und Fememord, Kämpfe in Oberschlesien, im Baltikum, beim Kapp-Putsch« erlebt und »alle exzessiven politischen Leidenschaften aktiv mitgemacht hat«, so imponiere, das sei das authentische »Bekenntnis« zur rauschhaften Raserei, dem »die zynische und bornierte Freude am Bericht der Gewalttat« ermangele.²¹⁸

Das nationalistische Lager registrierte schnell, wie diese »Ästhetik des Schreckens« (Karl Heinz Bohrer) der »Ästhetik der Abschreckung« (Martin Baumeister) eines Bruno Vogel oder Peter Martin Lampels die Spitze zu nehmen imstande war. Bereits 1930 hieß es in der von Jünger mitherausgegebenen Zeitschrift »Die Kommenden« in einer Replik auf *Verratene Jungen* lediglich,

»daß eine Reihe von Leuten, die die Dinge kennen, feststellen, daß in dem Buch [von Lampel] die psychologischen Züge der Zeit richtig dargestellt wurden. Daß man daraus vielleicht auch andere Folgerungen ziehen kann, oder muß, als Lampel es tut, hat nichts damit zu tun. Aber sehen soll man sie ruhig so, wie sie waren.«²¹⁹

212 »Der Krieg«, in: Die Rote Fahne (Wien), 21.7.1929. Das war einer Formulierung Johannes R. Bechers entlehnt. Vgl. Kiesel, Ernst Jünger, 210. Vgl. zu dieser Rezeptionslinie Jüngers vonseiten pazifistischer und linker Autoren *ders.*, Anmerkungen zum Charakter von Ernst Jüngers Kriegsbuch »In Stahlgewittern«, in: Galili Shahar (Hg.), Deutsche Offiziere. Militarismus und die Akteure der Gewalt, Göttingen 2016, 89–107, hier 98f.; Niefanger, »Mordesmorde«, 276.

213 So Remarque in der »Revue d'Allemagne et de Pays de Langue Allemande« 1929. Zit. in Ernst Jünger, In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. v. Helmuth Kiesel. Variantenverzeichnis und Materialien, Stuttgart 2013, 471–472, hier 472.

214 Herbert, Best, 45.

215 »Ja, mit einem Teile seines Wesens, das fühlte [er] mit leisem Grauen«, so erinnerte sich Kantorowicz nach 1945, als er, von sich in der dritten Person sprechend, diese Faszination zu erklären versuchte »war er diesen Männern mehr verbunden als allen Garnituren von Ministern und Abgeordneten und Repräsentanten der Republik. Er war bestürzt und verwirrt über diese Entdeckung.« Zit. nach Gruner, »Schicksal«, 142f.

216 Alfred Kantowitz, Bücher vom Nachkrieg, in: Die Tat 22, 1931, 702–715, hier 713.

217 Ebd., 710.

218 Ebd., 713.

219 Tejas, Bündischer Büchertisch, in: Die Kommenden 5, 1930, 214.

